



Freiherr
Felix v. Siliencron.

Von

Otto Julius Bierbaum.

Mit v. Siliencron's Porträt.



Julius Siliencron

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. K. Hofbuchhändler.



Alle Rechte vorbehalten.

„Der europäische Femininismus“ heißt's bei Friedrich Niehsche, „die verweibste Cultur“ nennt's M. G. Conrad, — was die deutsche Litteratur anlangt, so fassen wir's zusammen in den Ausdruck des Grauens: „Die höhere Tochter.“

Furchtbar! Die Litteratur einer großen Nation, gängelt von der „Ami-Schleife“ des Pensionsgänschens. Ist es denn möglich?

Fast mögen wir's schon nicht mehr glauben, aber, wahrhaftig, bis ganz vor kurzem war es so.

Der Mozartzopf des Backfisches hing uns hinten, das „Gebet der Jungfrau“ war das plärrende Leitmotiv unserer „Dichtung“, der deutsche Barnaß war abgeplattet zu einer Gänseblumenwiese voll Geschnatter.

„Ach wie süß!“ — nach diesem Lobe aus dem Munde der in falscher Verschämlichkeit, geistiger Leere und Geschmacksvorbildung aufgezüchteten Karikatur deutschen Mädchentums lechzte der deutsche Poet, denn in diesem Worte kimperte ihm das liebliche Konzert der Wochenblatt-honorare.

Er war nämlich ein Idealist, muß man wissen.

Ein einträgliches Geschäft, das idealistische, oh! Und so bequem. Man brauchte nur den Mut der Banalität zu haben und sächlichen Geschlechtes zu sein.

Neutrius generis. Weder Mann noch Weib: Das war der deutsche Poet jener furchtbar blamablen Epoche der Nachtreterchen der Nachtreter. Wappenbild: Das Feigenblatt ohne Hintergrund.

Und weil so was in der Natur nicht, oder nur als Abnormität vorkommt, nannte man diese „Richtung“ — „idealistisch.“

Dieser Name ist das einzig humoristische an der Sache, die sonst tief traurig ist. Eine Litteratur ohne Charakter: Die Litteratur der Charakterlosigkeit. Weichlich, weiblich, aufdringlich. Lauter „Schriftsteller“ und fast gar keine Dichter, geschweige denn Vollmenschen.

Und das zu einer Zeit, da sich Deutschland aufreckte zu einer Nation von überragender Bedeutung, da der Wille zur Macht weltgeschichtliche That wurde, da allorten neue, schöpferische Kräfte ungeahnte Werte eines neuen Lebens schufen: in der Periode des männlichen Eisens, sieghaft in Krieg und Frieden.

Und Deutschland, der gewappnete Michel, bis an die Zähne in Erz und auf Kanonen gestützt, mordsmäßig von Aussehen bis zur Barbarei, nährte sich geistig von Milchbrei und Semmelschmarrn.

Doch nein. Der deutsche Mann entsagte vielmehr fast jeder geistigen Nahrung. Er gewöhnte sich an die zumeist grausam dünne Zeitungsdiät. Er wurde ein Zoon politikon in des Wortes zoologischster Bedeutung: ein politisches Thier, das Leitartikel wiederkäute. Was Dichtung! Derlei Süßholz ist des Mannes unwürdig. Die latzhige Kost den Weibern! Reimverse! Als ob wir sie nicht auswendig wüßten. Romane! Wir danken. Völlig bekannt sind uns die Tugendmonstren in Lackshuhen. Schwindel. Mädeln vor der Pubertät zu empfehlen. Aber ein reifer Mann soll so was lesen? Zum Lachen.

Na, und die sogenannten Novellen unter'm Strich: „Es war an einem schönen Juliabend des Jahres 18..“ Nein, lieber Skatspielen.

Meiner Meinung nach hatten die Leute völlig recht. Ein Mann mit einem Zuckerstengel im Munde ist ein komischer Anblick, ein Mann, der einen Roman unserer Gartenlauben-Größen in der Hand hat, ist nicht minder komisch. Von den Lyrikern gar nicht zu reden . . .

Aber freilich, es hatte schlimme Folgen. Die Verweibung wurde immer toller. Schließlich konnten selbst verheiratete Frauen ein deutsches „belletristisches“ Buch kaum mehr in die Hand nehmen, ohne geringschätzig und gelangweilt zu lächeln. Sogar in den Oberklassen der höheren Töchterschule sollen revolutionäre Stimmen laut geworden sein gegen den sich immer ungenierter aus-schleimenden „Idealismus“.

Da kamen die ersten realistischen Bücher aus Frankreich. Gierig fielen die Sieger von 70/71 darüber her. Mit dem Appetit litterarisch Ausgehungerter verschlang man die Kraftkost des Naturalismus. Ah, das war andere Nahrung als die heimische, und die Verachtung der vaterländischen Litteratur wurde noch genährt durch den Vergleich mit der der Franzosen.

Und so begann die Periode des Götzendienstes vor den fremden Litteraturen. Nach den Franzosen kamen die Norweger, nach den Norwegern die Russen. Augenblicklich tanzt das Volk der Dichter und Denker verückt um den Schuster-Grafen Tolstoj, genau Takt haltend seinem Schusterhammer, mit welchem er den gesunden Menschenverstand plattschlägt.

Oh Tragikomödie des deutschen Geistes!

Ihr rennt in die Schmutzwinkel von Paris, in die graue Langeweile nordischer Fjordstädte, in die Steppen

des heilig verrückten Rußlands, und um euch herum, in euerem Deutschland, das ihr doch so heiß zu lieben beteuert, grünt und blüht eine neue Dichtung heran, frühlingskühn und männlich und deutsch, ah ihr wunderbaren Patrioten, deutsch.

Ach, das ist eben ihr Unglück, daß sie deutsch ist.

Die Deutschen haben den Glauben an ihre Litteratur verloren, wenigstens den Glauben an eine lebendige.

Sa, die tote, à la bonheur! die im Jahre 1832 gestorben ist, wie's in allen Litteraturgeschichten steht. Oh, die! Seht sie an, die Klassiker-Ausgaben in unseren Schränken. Gelobt seien die heiligen Sechs. Wir wissen sogar ihre Geburtstage.

Was soll man weiter klagen. Die lebenden Fremden und die toten Eigenen sperren den Heutigen den Weg zum Herzen ihres Volkes.

Wird es sich wenden?

Man möchte Glauben und Lust verlieren, sieht man diesen aufreibenden Kampf der Neuen gegen die Stumpfheit ihres Vaterlandes. Der Weg des deutschen Dichters von heute, der dieses heiligen Namens wert ist, ist ein Marterweg, ein Speißrutenlauf zwischen den Geißelhieben der Borniertheit und der gehässigen Alterschwäche. Schon viele sind matt geworden, auch verdorben einige und zu Kreuze gekrochen, die meisten „satt von ihrem Vaterlande“, aber trotz alledem, der Ruf des armen Hermann Conradi wird Wahrheit werden: Wir sind die Sieger.

Jugend und Kraft und Ehrlichkeit, diese gewaltige Dreieinigkeit ist auf Seiten der Neuen. Aus ihrem Sturm ist ein ruhig sicheres Vorwärtsschreiten geworden, von allen Seiten strömen junge Begabungen herbei, der Vorstoß wird immer wuchtiger, und in dem Heere der Zukunft sind schon köstliche Güter des Errungenen, Sieg-

bannier gewonnener Schlachten, die weiteren Sieg gewähren.

Zu diesen köstlichen Gütern, die wir hoch und heilig halten, gehören die Werke des Freiherrn Detlev von Siliencron.

* * *

Im vorigen Absätze wurde gesagt, daß es in unserer jüngstvergangenen (verdufteten) Litteraturperiode fast ausschließlich „Schriftsteller“ gegeben habe, aber keine Dichter, geschweige denn Vollmenschen.

Dieser Nachsatz birgt einen Pleonasmus. Der wirkliche Dichter, wie wir ihn verstehen, kann nur als Vollblutmensch gedacht werden; was wir von ihm verlangen, ist eben eine große ganze Persönlichkeit, ein Eigenwesen. Ueber dem wimmelnden Haufen der Heerdenmenschen rage er hervor als ein auf sich Gestellter, für sich Schreitender, nach eigenen Gesetzen Gelenkter. Unter dem Kulturpfuschwerk bedeute er ein Stück echter Natur.

Dies Stück Natur ist es, das wir in einem Dichtwerke suchen: dies Stück Natur, künstlerisch bewältigt, — der echte Stein, kunstvoll in bearbeitetes Material gefaßt.

Eine Philisterseele, ein Heerdenmensch, und sei er künstlerisch auch eminent beanlagt, wird uns nie als Dichter gelten. Wir wollen den besonderen Menschen, der allem Wirklichen einen Hauch seines Geistes giebt, der schöpferisch ist, indem er das Stück Natur, das in ihm steckt, künstlerisch als ein Neues gebiert, als ein Stück eigener Welt mit dem Charakter des Besonderen.

Erst wenn wir dies haben, wollen wir vielleicht die beliebte Frage aufwerfen: unter was für einen =ismus gehört dieser Dichter?

Aber es dünkt mich wahrlich bedeutungslos, so zu fragen, wenn wir die erste Forderung erfüllt sehen: das Schöpferische aus eigener, besonderer Seele, das Dichterische. Souverains fragt man nicht nach dem Paß. Vielleicht sind sie vieler Länder Herren und könnten vielerlei Pässe haben?

So auch bei den Prinzen aus Genieland. Während die Kleinen in engumzirktem Kreise hocken und wie die Hähne sind, die stets von einem Misthaufen krähen (Prinzipien, — ah!), gehört den Großen im Reiche des Geistes die ganze Welt: mit Titanias Szepter regieren sie das Elfenreich der Phantasie und mit dem Knotenstock des Peter Squenz das Kuppelspiel der Handwerker.

Auch vom Standpunkte des „Wie“, der technischen Fragen aus werden wir einen Dichter nicht in irgend eine Schlagwortgemeinschaft einreihen wollen, denn wir gerieten dabei beharrlich in einen Streit um Worte. Der wirkliche Dichter schreibt nur, was er erlebt, und er schreibt es genau in den Stimmungstönen, in denen er es erlebte; — also ist er Realist? Ist man um Begriffsdehnungen nicht verlegen, so kann man „Ja“ darauf antworten, denn das Erste des wirklichen Dichters ist demnach Wahrhaftigkeit. Aber dichterische Herzenserlebnisse sehen der Wirklichkeit nicht immer ähnlich, und die Sprache, in der sie aus dem dichterischen Herzen quillen, ist nicht immer die Sprache der anderen Menschen, — wäre da nicht das Postulat des „Idealismus“ gegeben?

Ah, wie lächerlich, dies Zielen nach der Wahrheit und Ganzheit dichterischer Vokallart mit ein paar Silben, die Doktrinäre erfunden haben. Keine kommt der Sache auch nur nahe.

In der Betrachtung des Dichters Detlev Liliencron wollen wir diesen beliebten Sport also bei Seite lassen.

Wir wollen uns nur bemühen, sein Bild recht treu und völlig zu malen. Wem es beliebt, der möge dann immerhin, je nach seiner „Richtung“, darunter schreiben: „Dieses ist ein Naturalist“, oder: „Dieses ist ein Idealist“ oder was immer.

* * *

Liliencrons Werke sind sammt und sonders erlebte Gedichte. Das Erleben ist ihm die Hauptsache. Mit offenen Augen und offenem Herzen durchs Leben gehen: das ist seine erste große Kunst. Das Leben schenkt ihm Poesie. Er läuft nicht mit dem Notizbuche herum und reportert seinem Dichtergenius „menschliche Dokumente“, er sucht nicht nach Stoffen und fahndet nach „poetischen Eindrücken“, er betrachtet das Leben nicht vom Standpunkte des poetischen Ausbeuters aus, sondern er läßt es mit seinen Gaben ganz naiv auf sich wirken. Darum bindet sich Alles so still und stätig bei ihm zum Gedicht.

Der „prinzipielle Realist“ pflegt über die Wirklichkeit herzufallen, wie ein Entomologe über einen Schmetterling. Sein Wirklichkeitsbild pflegt daher auch exakt zu sein wie ein aufgespießtes Insekt: das Leben fehlt und der seine Schmelz. Der Dichter, wie so einer Liliencron ist, sucht weniger das Leben zu „studiren“ als es zu genießen. Aber sein Genuß ist so innig, so stark, so dauernd, daß er zur Wiedergabe drängt. Seinem Genießen errichtet der Dichter ein Denkmal im Gedichte. Nach der Art des Genossenen und der Fülle des Genießens bestimmt sich die Art der

dichterischen Form. Ein kurzes Gefühl, ein schneller Blick über ein Stück Leben mag zum Liede werden, ein tieferes Verweilen im Banne des Erlebnisses spinnt sich zur Novelle aus, das ganze Leben oder Rückblicke auf längere Zeiten werden zum Roman, und wenn Hochmomente das Leben bewegen, gestaltet sich, vielleicht in deckendem, fremden Stoffe, eigenes Ueberwinden oder Unterliegen zum Drama.

Zweierlei gehört dazu: ein reiches Leben und ein reiches Herz.

Der Reichtum des Lebens kann innerlich sein oder äußerlich, der Reichtum des Herzens muß Kraft und Ehrlichkeit sein.

Liljencrons Leben war lange Zeit vornehmlich äußerlich reich an Eindrücken, Gegensätzen, Wandlungen, als es dann ruhiger wurde im äußeren Gange, begann die innere Bewegung.

Der Dichter erzählt in der „Gesellschaft“ sein Leben selber, wie folgt:

„Meine Knabenjahre sind einsam gegangen. Dazu kam die Dänenzeit. Diese allein war ein besonderer Druck auf Allem. Von meinen Hauslehrern und von der Gelehrtenschule brachte ich wenig mit. Nur „Geschichte“ hat mich bis zum heutigen Tage immer gleich mit schlagendem Herzen festgehalten. Die Mathematik, „die Schleifmühle des Kopfes“, die mir auch bis zur Stunde eine mit tausend Schlüsseln verschlossene Thür ist, hat mir die schwersten Zeiten meines Daseins verursacht.

Meine Unthätigkeit brachte mir die entsprechenden Früchte. Nachhülfestunden waren die Folge. Aber dann war ich frei und lief in den Garten, ins Holz, in die Felder und überließ mich meinen Träumereien.

Früh bin ich Jäger geworden. Mit Hund und Gewehr allein durch Haide, Wald und Busch zu streifen, wird immer mir ein Tag zu leben wert sein. Waidmannsheil!

Ich wollte von Kindheit an Soldat werden. In Dänemark war dies zu jener Zeit als Schleswig-Holsteiner nicht möglich. Ich ging deshalb nach Preußen. Während meiner aktiven Soldatenzeit hatte ich das Glück, viel hin und her geworfen zu werden. Ich besuchte sieben Provinzen und siebenzehn Garnisonen. Dadurch lernte ich Land und Leute kennen. 1864—1865 war ich am Schlusse der letzten Erhebung in Polen. Dann folgten der österreichische und französische Krieg. In beiden Feldzügen wurde ich verwundet.

O du Leutnantszeit! Mit deiner fröhlichen Frische, mit deiner Schneidigkeit, mit den vielen herrlichen Freunden und Kameraden, mit allen deinen Rosentagen; mit deinem bis aufs Schärfste herangenommenen Pflichtgefühl, mit deiner strengen Selbstzucht.

Später wurde ich in meinem Heimatslande, das ich zwanzig Jahre nur vorübergehend gesehen hatte, königlicher Verwaltungsbeamter.

Seit längerer Zeit habe ich den Abschied genommen, um mich ganz meinen schriftstellerischen Arbeiten hingeben zu können.

Erst in der Mitte meiner dreißiger Jahre schrieb ich, durch einen Zufall veranlaßt, mein erstes Gedicht.

Glücklich schätze ich mich, von jeher vornehme, gute Musik gewohnt zu sein. Unsere fünf Liederkönige, Fedor Löwe, Franz Schubert, Robert Schumann, Johannes Brahms und Robert Franz blieben mir stete Weggenossen. Wie viel des Dankes bin ich ihnen schuldig.

Geboren bin ich zu Kiel am 3. Juni 1844. Meine Geschwister haben früh die Händchen in ihren Särgen falten müssen. Meine verstorbene Mutter Adeline Sylvestra, geb. von Harten, fand ihre Wiege in Philadelphia. Dort stand mein Großvater als amerikanischer General. Er war, wenn auch über die Hälfte an Lebensjahren jünger, einer der letzten, innigeren Freunde des großen Washington."

Dieser kurzen Selbstbiographie ist wenig hinzuzufügen. Nur etwa dies: gleich Moltke trat Liliencron als dänischer Baron in die preußische Armee, wobei es ihm freigestellt wurde, den Freiherrntitel zu führen. Seine Ahnenreihe ist zum Glück nicht rein blaublütig. Ich bin überzeugt, daß er das kernhaft-natürliche, körperlich-frische seines äußerst genußglücklich veranlagten Wesens nicht seinen hochwohlgeborenen Ahnen verdankt, sondern jener ebenso klugen wie schönen Leibeigenen, welche sein Großvater auf königlichen Befehl ehelichen mußte. Von dieser Großmutter also die Derbnatur, von der Mutter aber, einer hochgebildeten, feingeistigen Dame, der künstlerische Sinn, der vornehme Takt.

Der Aufenthalt Liliencrons war lange Zeit Holstein, später ein Jahr lang München, jetzt ist es Otensen bei Hamburg. Sein Wesen als Mensch leuchtet heraus aus seinen Büchern. Lebensfroh und tief ist er zugleich. Den Dichter trägt er nicht zur Schau mit „hoch hehren“ Gebarthen, eher den flotten Offizier a. D., der sich gerne in des Lebens Wechselwogen stürzt. Eine halbe Stunde Walzer mit einem frischen Mädels (zittre, Parnaß!) geht ihm selbst über die ganze Litteraturgeschichte. Ein starker Sinn zum Volke ist ihm eigen, — nicht zu der Allergesellschaft der wacker wohlbestallten, sondern zu des „Volkes Tiefen“, wo sich seinem findenden Auge und Herzen

viel quellfrische Ursprünglichkeit offenbart. Dorthin fühlt er sich verwandt und hinauf in die echte Aristokratie. Für alles Talmi dagegen fehlt ihm Sinn und Neigung. Soldat, genauer gesagt, preußischer Offizier ist er geblieben trotz seines Austrittes aus dem aktiven Dienst. Er ist eine kampffrohe, pflichtfrohe, genußfrohe, eine echte Soldatennatur. Sein geistiger Horizont freilich geht weiter als es beim Durchschnitt seiner Kameraden der Fall zu sein pflegt, er hat nicht bloß ein freies Herz, sondern auch einen freien Kopf. Politik ist ihm ein Gräuel. Vom „deutschen Lichter“, jenem zahmen Kaninchen, das beständig wonnesam begeistert und unseres deutschen Vaterlandes komische Person geworden ist, hat er zum Glück nichts an sich, höchstens den Mangel an praktischen Sinne. Wie alle besonderen Naturen ist er reich an scheinbaren Widersprüchen. So z. B. entzückt ihn neben vornehmster Musik nichts so sehr als eine Drehorgel. — Alles Andere seines Lebens liegt in der langen Reihe seiner Dichtungen, die in schneller Folge seit dem Jahre 1885 bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienen sind.

In einer kurzen Spanne Zeit eine äußerst reiche Fruchtbarkeit auf fast allen Gebieten der Poesie:

Drei Bände Gedichte:

- 1) „Adjutantenritte und andere Gedichte“.
- 2) „Gedichte“.
- 3) „Der Haidegänger und andere Gedichte“.

Vier starke Bände Novellen und Skizzen:

- 1) „Eine Sommer Schlacht“.
- 2) „Unter flatternden Fahnen“.
- 3) „Der Mäzen“ (Die 1. Auflage in 2 Bänden, die 2 in einem Bande).

Fünf dramatische Dichtungen:

- 1) „Die Ranzow und die Bogwisch“, Schauspiel in fünf Akten.
- 2) „Knut der Herr“, Drama in fünf Akten.
- 3) „Der Trifels und Palermo“, Trauerspiel in vier Akten.
- 4) „Arbeit adelt“, Genrebild in zwei Akten.
- 5) „Die Merowinger“, Trauerspiel in fünf Akten.

Ein Roman: „Breide Hummelsbüttel“.

Alle diese Schriften tragen das einheitliche Gepräge einer großen menschlichen und dichterischen Eigenart. Ich zitiere Hermann Heibergs Urteil über die „Sommerschlacht“, indem ich es auf die gesammte Schöpfungsreihe Liliencrons anwende.

„Die Liebe zu den Menschen, zu dem Guten, zu dem Großen, Thakräftigen, dem Besonderen und Schönen bricht überall hervor. Und immer ein Lächeln: ein stilles, ernstes melancholisches, ironisierendes: „der wahre, einzig berechnigte Humor.“

Die Bollwirkung all dieser Bücher aber drückt sich am schlaghaftesten in dem Worte aus, mit welchem Karl Bleibtreus realistisches Novellenbuch „Schlechte Gesellschaft“ schließt: „Das ewig Männliche zieht uns hinan“.

Das ist es, das Männliche, das uns im ganzen Liliencron erquickt.

Darnach war so lange die Sehnsucht der deutschen Männer vergeblich aus, daß sie ihren Geistes einmal wieder ein Brausen in den deutschen Dichtungen vernähmen, statt des ewigen Weiber- und Wispertones.

Liliencron gab dies Männliche.

Darum steht er Schulter an Schulter mit Männern wie es die sind, die mit M. G. Conrad gehen, diesem

Reckenhaften, obgleich er künstlerisch wenig Verwandtschaft mit ihnen zeigt.

Ich habe es eben abgelehnt, auf Liliencron das moderne Frag- und Antwortspiel anzuwenden: Naturalist? Idealist? Ich will statt dessen versuchen, mit ein paar Worten die Stellung, das Verhältnis zu kennzeichnen, in welchem sich Liliencron einmal zu unserer litterarischen Vergangenheit, dann zu unserer litterarischen Gegenwart befindet.

Unter litterarischer Vergangenheit verstehe ich nicht die Periode der Nachtreterchen. Ich verstehe darunter die Zeit des großen dichterischen Lebens, dessen gloriose Zusammenfassung sich im Namen Goethe ausdrückt, ferner die Romantik mit all ihren Ausläufern, deren letzter Heinrich Heine ist, der Romantiker mit bereits realistischer Nuance.

Von diesen in ihrem Grundzuge litterarischen Zeiten, über die gähnende Leere der unlitterarischen Epoche neutrus generis hinweg, die oben gekennzeichnet wurde, zu dem keimenden Felde des Heute, in dem der Geist sich wieder zu regen beginnt, schlagen Poeten, wie Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Theodor Fontane, Theodor Storm die Brücke. (Die große Annette Droste-Hülshoff steht für sich ganz allein wie ein Vorgesicht des Kommenden.)

Das sind relativ große Dichter einer geistig kleinen Zeit, sie haben die Ehre der deutschen Poesie aus einem Riesensumpfe schleimigen Milchbreis gerettet, zu ihnen wird unser Dank stets wach sein.

Aber die Erfüllung des Neuen ist nicht in ihnen, ja nicht einmal die Sehnsucht.

Der große Zug fehlt in diesen großen Talenten, das eigentlich freie, jung- und eigenwüchsige: das Moderne, wie wir es verstehen, das Treibende, Hinausverlangende

in ganz neue Welten, das eins sich fühlende mit all den geheimnisvollen Kräften, die hinüberwollen in eine große Umwandlung.

Kurz und gut: sie haben alle etwas bürgerlich behäbiges, wie es ja der alte Goethe auch hatte, von dem sie allesammt Schöbllige sind. Quieta non movere war und ist ihr Spruch, obgleich sie aus dem liberalen Geiste stammen.

Das Neue aber ist ungebärdig, wild, voll Begehrens, es giebt wenig auf gute Manieren, ja das Manierliche ist ihm direkt zu wider als ein Kennzeichen des Philistertums, gegen das es sich mit allen Kräften aufbäumt.

Dieser Zug nun, der Zug aus Philistertia heraus, der Schrecken vor dem Banalen: der ist lebendig in Liliencron. Zujauchzende Lust ist in ihm auch für alles kraftvoll ins Neue Treibende, und ihm selber ist es wohl, wenn dieser Trieb ihn ergreift.

Man vergleiche Storm und Liliencron. Sie sind sich sehr ähnlich in ihrer Grundanlage, aber sie haben ganz verschiedene Züge. Ein kleines zierliches Zöpfchen ist immer bei Storm, es ist sogar ein künstlerischer Reiz an ihm, die pausbackige Gesundheit fehlt in diesem gemütreichen Geiste, dem etwas Büroazimmerfarbe anhaftet. Liliencron dagegen sonnenbraun und rot vom Becher des Lebens, keine Erinnerung an Horizontenge des Altbürgertums, fest, derb, stramm.

Liliencron hat nicht minder reich, als diese einzigen Poeten jener poesiearmen Zeit Erbgabe unserer Großen, aber, was bei ihnen sich nicht oder nur schwach und in leiser Atemregung zeigt, der frische Geist des Neuen, das hinaus will aus allen Banden der Convention und mit beiden Füßen mitten hinein in die Natur, dieser Geist ist bei ihm in reicher Fülle.

Keine Spur von Altersschwäche, von fin de siècle ist in ihm. Die schönen Kräfte der Vergangenheit wurden in ihm jung, wach zu neuem Leben. So erinnert er auch stets nur an den jungen Goethe, wenn er einmal Goethisch berührt, wie es nicht selten der Fall ist, an den Kunstgreis und Geheimrat nie.

Jung-Goethisch, das bedeutet: wunderbar natürlich und wunderbar schön; frei, stürmisch, brausend, aber ohne Gährungsäure; göttlich sinnlich ohne Hefe.

Diese Gaben sind auch in Liliencron.

Das trüb gährende, in molkiger Hefe Herausstoßende ist nicht in ihm, auch nicht das andere, das vielen der Jüngsten unerquicklich eigen ist: das Herumpfucheln mit Theorien, das ewige Gelärme mit neuen Worten, das Sichabfeuchen in den Tiefen der Abstraktion.

Das macht: wenn auch der neue Geist in ihm ist, der alle abgenutzten Schablonen abweist und siegesicher dem Kommenden entgegenströmt, so ist es doch nicht sowohl das Neue, das er in erster Linie sucht, sondern das Poetische.

Das Poetische.

Das ist das Herzensrechte in künstlerischer Prägung, die herzwarne Wahrheit eines bündig in Bild und Wort gefaßten Gefühls, das ist die göttliche Kraft zu sagen, was in uns und um uns ist und uns glücklich oder traurig macht, und die Kraft, mit diesem Sagen einen Bann zu werfen über den Hörer, daß er mit uns glücklich oder traurig sei.

Was gehört dazu außer der Kunst?

Dies vorzüglich, es sei nochmals gesagt: ein ganzer Mensch zu sein mit reichsten Gaben des Gefühls, des Denkens und der Sinne. Tiefer fühlen, weiter denken, inniger genießen: wem dies nicht gegeben ist, der ist kein Dichter.

Darum waren und sind ja auch das keine Dichter, die um uns herum ihre vermoderten Gefühlchen in Verse stopfen, ihre gequälten Gedankenwendungen novellistisch oder sonstwie „wertverten“, ihr bißchen Sinnenfreude verschämt und leise an den Tag lassen. Weder Kraft, noch Feuer, noch Innigkeit, aber auch weder Helle noch Dunkel ist in ihnen, kein Bild von gebietender Größe ragt aus ihnen auf, kein herzwarms Gefühl weht von ihnen her in heißen Winden, denn all ihr Geversel und all das Gestöber ihrer Worte ist nicht elementar, naturwüchsig heraus aus besonders reichen Herzen, besonders hellen Gehirnen, besonders wachen Sinnen, sondern es ist mühsam oder virtuos leicht herausgepumptes Kunstgewässer aus feichten Seelen.

Wo aber das Poetische ist: was will dann „alt“ oder „jung“ besagen.

Es ist ein Glück, daß Liliencron, in dem Altes und Neues geschwisterlich neben einander blüht, naiv und naturburschenhaft nur dem Poetischen nachgeht.

Es käme kein so reiner und kein so reicher Quell aus ihm, wenn er quälerisch das Neue zu konstruieren sich bemühte, das uns allen noch in nebelhaften Umrissen vorschwebt, oder wenn er, gleich den Fürsichtigen, nur dem Litteraturpatentirten, dem alt Eingeleierten nachtönte. Statt dessen ist er wie unsere Zeit, wie diese Zeit der nahenden großen Wende, in der auch Altes und Neues nahe und oft paradox vereinigt liegt. Er läßt es ruhig in sich werden, und das „es“ ist bei ihm die Poesie.

Zur eingehenderen Wesensschilderung dieser Poesie wollen die folgenden Betrachtungen ihrer einzelnen Werke ein Versuch sein.

* * *

Liliencron ist durchaus Lyriker. Lyrisch ist der Grundton seiner gesamten Poesie, — lyrisch, d. i. ausgeprägt subjektiv, stimmungsausmalend, verweilend.

Am mächtigsten ist dieser Grundton natürlich in den drei Gedichtbüchern.

Die „Adjutantenritte“ eröffnen die Reihe.

„Adjutantenritte“, — der Titel suggeriert ein passendes Bild: Den jagenden Reiter zwischen zwei Feuern. Im übrigen entspringt er der gerne geübten Gewohnheit Liliencrons, seine Bücher nach einem einzelnen der in ihnen enthaltenen Stücke zu benennen. Auch bei der „Sommerschlacht“ und dem „Mäzen“ hat er es so gehalten.

In jedem anderen Lande der Welt, bei den allerkleinsten Nationen und bei den größten, wäre dies Buch ein Erfolg gewesen, der den Namen seines Verfassers von Mund zu Mund, von Herz zu Herz getragen hätte. In Deutschland blieb es still.

Bleibtreu, wenn ich mich recht erinnere, war der erste, der mit Worten der Anerkennung auf den holsteinischen Baron hinwies, dann kamen noch eine Reihe günstiger Kritiken, eine noch größere von den berühmten farblosen, die Liliencron im „Mäzen“ vortrefflich abkonterfeit hat, und schließlich ein paar infam dumme und ein paar infam gemeine. Eine von diesen bestand lediglich in dem Rate an den Dichter: er möge sich fernerhin mehr dem Grogtrinken als der Poesie widmen.

Es erscheint dies erwähnenswert zur Kennzeichnung der Zustände in unserer Kritik, die nachgerade anfangen, sich zu einer gemeingefährlichen Kalamität für Deutschland auszuwachsen.

Liliencron selbst hat über die mannigfachen Niederträchtigkeiten, die einzelne professionelle Bücherbeurtheiler an ihm verübten, sei es aus Bosheit oder mangelnden

Geistesgaben, mehrfach dankend quittiert. Ich führe aus den „Gedichten“ die Apostrophe an Goethe an:

Und du nanntest diese Krächzer,
Diese beschränkten hämischen Heuler,
Diese kleinlichen Seelen,
Die deine Anmut,
Deine goldene Künstlerhand
Nicht einmal ahnen können
In ihrer geheuchelten Tugend,
In ihren gräßlichen Mathematikerherzen,
In ihrer skatledernen Dürftigkeit —
Du nanntest diese Gesellschaft
Hunde?
Diese Gesellschaft:
Müchterner als die weißen Kalkwände
Einer lutherischen Dorfkirche;
Hochmütiger als Satanas;
Die, wenn sie nicht anders kann,
Als ein Anerkennungchen
Sagen zu müssen,
Mit sauersüßen Mienen
Stets beginnt:
„Ich gebe ja zu, daß . . .“
Diese Gesellschaft
— Ich frage dich zum andern Male —
Nanntest du
Hunde?
Gewaltiger! Ich lache dich aus,
Daß du eine Stunde
Dir verbittern liehest
Durch Hunde.

Es ist in der That eine glückliche Gabe Liliencrons, daß er sich „kritisch“ wenig ärgern läßt. Wir hätten ihn sonst längst an Selbstucht verlieren müssen.

Sein Humor hilft ihm darüber hinweg, nicht etwa die Einbildung dichterischer Unfehlbarkeit. Denn wo er im Urteile Ehrlichkeit merkt, ist er Ratschlägen gegenüber vielleicht zu nachgiebig.

Ich ließ mich vom Thema der „Adjutantenritte“ abbringen durch ein minder angenehmes Thema, daß sich indessen nicht ganz vermeiden läßt, so widerwärtig es ist. Denn unstreitig ist die durchschnittliche Glendigkeit unserer litterarischen Kritik daran schuld, daß Liliencron, wie noch mancher andere, im Interesse der Nation nicht den Platz einnimmt, den er unzweifelhaft verdient.

Man wird diese Thatsache in der Chronik der kritischen Verbrechen buchen müssen. Zu diesem Zwecke stehe sie hier auf besonderer Merktafel.

Also in Deutschland tröpfelte es ein paar Kritiken verschiedenen Grades und Gehaltes über die „Adjutantenritte“ und dann klappte der Sargdeckel des Schweigens über ihnen zu.

Und doch gehören die Gedichte dieses Buches zu dem Allerbesten, das die deutsche Poesie hervorgebracht hat und doch ist dies Buch der Merkstein einer Wende unserer heutigen lyrischen Dichtung.

Offenbar: an ihm haben sich nicht die schlechtesten der Jungen aufgerichtet.

In einem Meere von Lavendelwasser erhob sich plötzlich, aufrecht, gerade ausblickend, wurzelständig und fest die Poesie ehrlicher, blutstromdurchbrauster Männlichkeit, eine herzechte Poesie voll Innigkeit und Leidenschaft.

Hatten die ungezählten Schaaren der Ruchdichter, die sich „in jedes Wurstblättchen klemmen“, mit verdünntem Bergigkeitsmeinnichtsaft geschrieben, so standen hier die roten Züge männlichen Herzblutes.

Ein ganzer Mann und ein ganzer Dichter, kein

„Thraklimpfer und Silbensäger,
Mondscheinmecker, Gitarrenwimmerer,
Fambenbrüller und Stanzenzimmerer,
Hymnenheuler, Odenschneider,
Daktylenwirbler und Knittelversrauber“,

wie es in der Widmung zu den „Gedichten“ in trefflicher Kennzeichnung der handwerksmäßigen Zunftfängerchen heißt, nein, wahrhaftig: ein Poet von Gnaden unsrer lieben Frau Mutter Natur.

Natur!

Für das aufsteigende Geschlecht, die Generation montante des deutschen Schrifttums, ist dies Wort voll genügend zur Wesensschilderung der ganzen Liliencron'schen Poesie. In ihm liegt all unsere Liebe und unsere ganze Sehnsucht, es ist uns ein herauschendes Wort, in dem alles zusammenklingt, was innig ergreift und mächtig erhebt: die Freiheit und die Kühnheit und alle Herrlichkeit der Sinne und der Seele. Klar und voll tiefer Geheimnisse, hell und schaurig, sonnigen Lebens heiß und durchschauert von der Kälte des nächtigen Sterbens.

Ein Bild dafür, ich glaube es ist aus Liliencron: ein mächtiges Weib, wie ein Bauernmädchel, aber von gebietender Hoheit, strengem Blick und von mütterlicher Liebe, um das Haupt eine Gloriole von Akerdampf.

Diese Poesie des Natürlichen in seinem unerschöpflichen Reichtum hat ihre lyrische Erfüllung in Liliencron gefunden.

Die „Adjutantenritte“ waren in der modernen Lyrik der erste volle Beweis dafür, daß man auf dem Boden irdischer schleierloser Wahrheit stehen und dennoch von Dingen singen könne, die das Herz frisch und freudig erheben, daß es aber auch hinwiederum keinen Fleck in unserem vielgestaltigen, nicht immer ambraduftigen und sonnenscheindurchfluteten Leben gäbe, den ein wahrhaftiger Dichter nicht aufzunehmen und bei aller Wahrheit in reines poetisches Licht zu setzen vermöchte.

Viele Züge, die sich in den „Adjutantenritten“ finden, gehen durch die gesammte Lyrik Liliencron's, wie durch seine gesammte Poesie überhaupt, manche liegen hier erst im Reime.

Im Ganzen tritt der „Neutöner“ Liliencron (das bald in Umlauf gekommene, etwas sonderbare Wort stammt aus dem „Mäzen“) in diesem Buche zurück. Viel Goethische Töne, viel volksliedhaftes, manches, das an Bürger gemahnt, all dies aber um moderne Nuancen bereichert. Zumal die Bildkraft ist stärker als sie je vordem gewesen.

Das Auge des Künstlers entzückt durch helles, eigenes, beglücktes Sehen.

Fast nirgends Pose, selten Anklänge, die direkt auf berühmte Muster verweisen. Wo sie herauströmen, schwebt doch um sie eine eigene Harmonie.

So gleich in dem großen Einleitungsgedicht „Der Gouverneur“, das nebenbei eine besondere und bezeichnende Eigentümlichkeit Liliencron's aufweist.

Nichts nämlich ist ihm so zuwider, als der „künftige“ Dichter, der „belletristische Handwerker“, wie er ihn in seiner Einführung zu Timm Krögers vortrefflichem Poetenbuche „Eine stille Welt“ nennt. Das Professionelle des fingerfertigen Poetentums, das jeden Auftrag „prompt effektiert“, und dem die Lieder von der „Leyer“ krollern

so schnell und leer wie die Herrjeminee's von Altweiberlippen, das möchte er auch gerne äußerlich von sich weisen. Darum sucht er sich möglichst zu verbergen und giebt gerne vor, daß nicht er, der Dichter, es ist, der fabuliert, erzählt, malt, sondern daß irgend ein beliebiger Mensch, kein „Schriftsteller“, kein berufsmäßiger Litterat, in seinen Mußestunden, für sich ganz allein, sich zur Erlösung und Freude, ohne Rücksicht auf fremde Leser, höchstens für nächste Freunde, all das Tiefe und Schöne seiner Gedanken und Gefühle in Wort und Bild gebracht hat.

So hier „Der Gouverneur“.

Mit einem Doppelpunkte leitet die Schlußstrophe dieses halb phantastischen, halb realistischen Gedichtes im Stile des Byronischen „Don Juans“ in die Sammlung ein. Es ist der souveräne Humor eines grand seigneurs der Poesie:

Des Alten Leben ging, wie nach der Schnur,
Am Posttag unterschrieb er Amtsberichte,
Schlag elf Uhr kam der Adjutant du jour,
Punkt sieben aß er drei bis vier Gerichte,
Durchflog alltags die neueste Litteratur,
Und schrieb Sonntags von neun bis zehn Gedichte.
Ich fand, im Waschtisch, sie, zerstreute Zettel,
Und las beim Grog, ich trink ihn gern, den Bettel.“

Was aber hinter diesem Doppelpunkte kommt, straft die Fiktion dieses „Sonntagsdichters von neun bis zehn“ energisch Lügen, denn es ist nicht das Tagebuch eines mit Amtsberichten beschäftigten Bureaukraten, sondern der Extrakt eines ganzen, dichterisch unendlich reichen Lebens.

Der Grundgedanke der Fiktion freilich leuchtet als Wahrheit überall heraus: es sind auch nicht die

Gedichte eines Berufsmäßigen, der ein Geschäft aus der Poesie macht, sondern die eines Berufenen, dem von innen heraus, wie ungewollt, Gedichte erblühen als Offenbarungen eines an Schönheit und Kraft überaus fruchtbaren Herzens.

Diesem Herzen wird jeder Strahl des Lebens, jeder hineingewehte Funke zum Gedicht. Es ist ein Acker, der kein Körnchen verdorren läßt, für jeden lebendigen Samen hat es die treibenden Säfte.

Sei das Bild immerhin banal, es trifft in weitester Beziehung. Indem ich es ausmale: Dieses Herz ist Fruchtboden sowohl für die Reime des Schlichtesten, das wie die Feldblume ist, duftzart, formeinfach, einfarbig, als auch für das Prächtige, gebietend Hohe, das in den schwülen Düften, verwegenen Formen und brünstigen Farben erotischer Riesenblüten prunzt.

Die „Adjutantenritte“ sind an ersterem reicher, als an letzterem, wie denn in ihnen das Frische, Naturburschenhafte vorwiegt, der „Lebensjuchzer“, mit Bleibtreu zu reden, das flotte Lied, das kleine Bild.

Der Offizier, der lebensfrohe Kavaliere kommt nirgends so zum Ausdruck wie hier. Eine entzückend jungherrliche Stimmung wie helles Frühlicht über dem Ganzen und auch ein klein wenig liebenswürdiger Junkerlichkeit, halli und hallo! Ich meine den „Bruder Niederlich“:

Die Feder am Sturmhut in Spiel und Gefahren,
Halli.

Nie lernt ich im Leben zu fasten, zu sparen,
Hallo.

Der Dirne laß ich die Wege nicht frei,
Wo Männer sich raufen, da bin ich dabei,
Und wo sie saufen, da sauf' ich für drei,
Halli und Hallo.

Verdammt, es blieb mir ein Mädchen hängen.

Halli.

Ich kann sie mir nicht aus dem Herzen zwingen.

Hallo.

Ich glaube, sie war erst sechzehn Jahr,

Trug rote Bänder im schwarzen Haar

Und plauderte wie der lustigste Staar.

Halli und Hallo.

Was hatte das Mädchel zwei frische Backen.

Halli.

Krach, konnten die Zähne die Haselnuß knacken.

Hallo.

Sie hat mir das Zimmer mit Blumen geschmückt,

Die wir auf heimlichen Wegen gepflückt,

Wie hab ich dafür ans Herz sie gedrückt.

Halli und Hallo.

Ich schenkt' ihr ein Kleidchen von gelber Seiden.

Halli.

Sie sagte, sie möcht' mich unsäglich gern leiden.

Hallo.

Und als ich die Taschen ihr voll gesteckt,

Mit Pralines, Feigen und feinem Konfekt,

Da hat sie von morgens bis abends geschleckt.

Halli und Hallo.

Wir haben süperb uns die Zeit vertrieben.

Halli.

Ich wollte, wir wären zusammengeblieben,

Hallo.

Doch wurde die Sache mir stark ennugant,

Ich sagt ihr, daß mich die Regierung ernannt,

Kamele zu kaufen in Samarkand.

Halli und Hallo.

Und als ich zum Abschied die Hand gab der Kleinen,

Halli.

Da fing sie bitterlich an zu weinen,

Hallo.

Was denk' ich just heut ohn' Unterlaß,

Daß ich ihr so rauh gab den Reisepaß,

Wein her, zum Henker, und da liegt Trumpf-Aß.

Halli und Hallo.

Wie hier die flotte, kavalierische Leichtlebigkeit nichts von jener kalten gemeinen Frivolität hat, als welche sie sich bei verrohten Leerschädeln und Leerherzen widerwärtig präsentirt, auch nichts von der rein tierischen Sinnlichkeit blöder Genußgier, die niemals poetisch sein wird, weil die Quelle alles Poetischen, das Herz, nicht spricht, sondern wie sie recht eigentlich als Ausfluß warmlebendiger Herzensfröhlichkeit eines gesund sinnlichen Mannes erscheint, so hat auch stets das aristokratisch Anmutende, das Schärpen- und Geburtsadlige, die etwas kokett herausgekehrte Eleganz des Exklusiven bei Liliencron stets den Beiton von Herzlichkeit, Natursinn, Humor und unterscheidet sich durchaus von der rein äußerlichen, gleichviel ob angeborenen, anerzogenen oder angebrillten Vornehmheit der Durchschnittsaristokraten, die des schönen Wortes „Edelmann“ eine Karikatur find.

Daß wir in Liliencron einen wahrhaftigen Dichter echter Aristokratie haben, der aber nicht bloß Aristokrat im gemeinen Sinne des Wortes, sondern in dem des höheren: ein Adelsmensch ist, das ist eine erfreuliche Bereicherung unserer Litteratur.

Gedichte, wie das folgende, traten mit den „Adjutantennritten“ als völlige Neuheit in unser Schrifttum:

Nach dem Ball.

Setz in des Wagens Finsterniß
Getrost den Atlaschuh,
Die Füchse schäumen ins Gebiß,
Und nun, Johann, fahr zu.

Es ruht an meiner Schulter aus
Und schläft, ein müder Veilchenstrauß,
Die kleine, blonde Komtesse.

Die Nacht versinkt in Sumpf und Moor,
Ein erster roter Streif,
Der Kiebitz schüttelt sich im Rohr
Aus Schopf und Pelz den Reif.
Noch hört im Traum der Kofse Lauf,
Dann schlägt die blauen Augen auf
Die kleine blonde Komtesse.

Die Sichel klingt vom Wiesengrund,
Der Tauber girrt und lacht,
Am Rade kläfft der Bauernhund,
All' Leben ist erwacht.
Ach, wie die Soune köstlich schien.
Wir fuhren schnell nach Gretna Green,
Ich und die kleine Komtesse.

Wer zu lesen versteht, d. h. wer mit nachgehenden Augen liest, denen nichts ungelesen vorüberreilt, kein Farbenakzent und keines der bedeutungsvoll hereinklingenden Lichter, wer aber auch mit dem Herzen liest, das jeder Kräuselwelle des Gefühls offen ist und jedem Viertel- und Achteltone des Dichters nachklingt, dem muß das Kleinodienköstliche eines solchen Meisterstückes en miniature zu entzücktem Bewußtsein kommen. Es ist ja das Leben selber, das in diesen Versen atmet.

Elementarste Künstlerkraft ist dazu von Nöten, so den Eindruck des Lebens mit Worten zu erreichen, so das wahre Leben schön zu schildern, Wahrheit, Schönheit und Musik so zu verbinden. Denn es ist Musik, was uns da schon bei schnellem Lesen gefangen nimmt.

Feinstes Klanggefühl ist Liliencron überhaupt eigen, und zwar deutsches Klanggefühl, daß der Tonwucht nachgeht, nicht der Tonlänge. Das lateinische Prinzip der Silbenquantität, unter dem die deutsche Verssprache jämmerlich gewimmert hat aus hunderttausend Dichterlingsfehlen, Liliencron verleugnet es mit künstlerischem Instinkt, und wie das Volkslied, wie Goethe und Heine in ihren besten Liedern, bringt er das deutsche Versgesetz der betonten Silbe wieder zu Ehren.

Darum gelingen ihm besonders gut die nur mit dem innerlichsten Taktgefühl des Künstlers zu findenden, scheinbar saloppen, in Wahrheit aber einzig mund- und ohr-gerechten Weisen des Volkstones. In den späteren Bänden zeigt sich dies besonders dann, wenn er im Mittelvers schreibt, den er nach dem Vorgange Wildenbruchs schön und richtig den „deutschen Vers“ nennt, hier findet es sich zahlreich in anderen Volksliedtonen.

Das Haupterforderniß der Form: daß sie dem Inhalte völlig deckend sei, ist stets bei Liliencron erfüllt.

So ist in Inhalt und Tongang Volkslied:

Wer weiß wo.

Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm,
Auf roßzerstampftem Sommerhalme
Die Sonne schien.
Es sank die Nacht. Die Schlacht ist aus,
Und mancher kehrte nicht nach Haus
Einst von Rollin.

Ein Junker auch, ein Knabe noch,
Der heut' das erste Pulver roch,
Er muß' dahin.
Wie hoch er auch die Fahne schwang,
Der Tod in seinen Arm ihn zwang,
Er muß' dahin.

Ihm nahe lag ein frommes Buch,
Das stets der Junker bei sich trug,
Am Degenknauf.
Ein Grenadier von Bevern fand
Diesen kleinen, erdbeschmutzten Band
Und hob ihn auf.

Und brachte heim mit schnellem Fuß
Dem Vater diesen letzten Gruß,
Der klang nicht froh.
Es schrieb hinein die Zitterhand:
„Kollin. Mein Sohn verscharrt im Sand,
Wer weiß wo.“

Und der gesungen dieses Lied,
Und der es liest, im Leben zieht
Noch frisch und froh.
Doch einst bin ich und bist auch du
Verscharrt im Sand, in ewiger Ruh,
Wer weiß wo.

Nur tiefes dichterisches Hineingelebtsein in einen Stoff kann diese Harmonie von Sinn und Maaß erzeugen, aus der die Stimmung athmet wie aus einem lebendigen Wesen. Nur wo, wie immer bei Liliencron, Selbsteigenes

Herzempfundenes nach Tönen sucht, wird so sieghaftlicher die rechte Form gefunden.

Je reicher darum das Herz eines Dichters ist, um so formenwechselvoller wird er sein.

Liliencron schüttet schon in den „Adjutantenritten“ einen ganzen Goldschmiedeladen feinsten Formen aus, doch wird er von Buch zu Buch reicher.

Dieser wachsende Reichtum ist die Frucht eifervoller Bemühungen. Liliencron gehört in diesem Sinne zu den „Plateniden“, daß er auf Formreinheit eifersüchtig sieht. Seinen „Mäzen“ läßt er darüber treffende Worte schreiben und auch sonst noch öfters, in seinen Prosaschriften sowohl wie in seinen Gedichten, behandelt er, satirisch oder im abwägendem Plaudertone, diese seinem Künstlerherzen besonders naheliegenden Fragen.

In seinen eigenen Gedichten ist es aber nie die Form, welche das Hauptaugenmerk an sich zieht, wie es häufig bei Platen der Fall ist. Seine Form unterscheidet sich auch wesentlich von der des Grafen. Platen besitzt die kaltvornehme Linien Schönheit des Bildhauers, Liliencron hat auch Farbe und Schönheit des Malers. Die herausleuchtende Hauptsache ist bei ihm immer das Leben in der schönen Außerlichkeit, das organische Verwachsensein von Form und Inhalt, das sich durchdringende Einssein dieser beiden.

Eigentliche Formspiele leistet er sich nie. Nur ein paar der Sizilianen muten wie Übungsstücke an, wie Reimeexperimente. Aber es ist eine Lust, diesen Dichter den Doppelviererzug der Einklänge so virtuos zielscharf kutschieren zu sehen, in allen Gangarten gleich elegant.

Welch' flotte Traberfahrt:

Hinter'm Deich.

Noch einmal rechts und links den Blick geschwind,
 Dann in das kleine Rätbnerhaus hinein.
 Und vor mir steht ein schlankes, blondes Kind,
 Madonnenhaft im Winterabendschein.
 Zwei Fahrmarktspudeln schau'n vom Kleiderspindel
 Und weinen, Glas und sind so hübsch und fein.
 Die Purpursonne schickt den Westermund
 Mit letzten Grüßen unserm Stellbischein.

Da wird das Kunststück zum Kunstwerk.

Der Inhalt zwingt sich die Form, und die Form fließt förmlich über vor Reichtum des Inhaltes. Der volle seelische Gehalt und die bildkräftigen Anschaulichkeiten lassen die Form nur als ein feines Reizmittel empfinden, aber doch giebt dieses dem Ganzen einen scharf eigenen Charakter.

Der Vorzug der Anschaulichkeit mag es sein, der besonders die Maler und zwar die bedeutendsten unter ihnen, wie den genialen, überaus feinsinnigen, in einigen Zügen Liliencron verwandten Uhde, zu den Verehrern dieses Dichters hat werden lassen. In ihm liegt überhaupt seine Stärke, und das Streben nach ihm ist der gesammten modernen Poesie charakteristisch eigen.

Anschaulichkeit aber heißt erstens: selber sehen können mit eigenen Augen, nicht durch die Brille der Banalität, und dann: eigene Bildkraft besitzen. Eigensichtig sein und bilderreich eigenartig, das Beides.

Der deutsche Durchschnittslyriker sieht nicht mehr die Natur, sondern an ihrer Statt lyrische Gemeinplätze, und wenn er die Natur schildern will, so pantscht er aus mehreren Gemeinplätzen ein lyrisches Gemeinplatzkonglomerat zusammen. Banales Sehen, banales Bilden.

Das Eigenauge eines Dichterkünstlers wie Liliencron aber: das sieht in echte Natur, brillenfrei, aus dem Herzen

heraus, möcht' ich sagen, und es holt sich sehend die Natur ins Herz hinein, und das Herz dann giebt die Natur wieder in eigenen, kühnen, stolzen Farben als Gedicht. Das Schablonensystem lyrischer Redensarten mit seinen Kengstlichkeiten vor dem Anstößigen, nämlich dem Nichtkonventionellen, kennt dieser Dichter nicht. Die Bildkraft zu erhöhen scheut er auch vor Derbheiten nicht zurück und wird fest pastos als dichterischer Impressionist.

Die späteren Gedicht- und Prosabände werden es reichlicher bewähren, aber auch die „Adjutantenritte“ bieten Beweises genug dafür.

Da ist oft im kleinsten Rahmen ein Bildreichtum hellster Anschaulichkeit sondergleichen, und man bemerke: mit wie einfachen Mitteln.

In memoriam.

Wilde Rosen überschlugen
 Tiefer Wunden rotes Blut.
 Windverwehte Klänge trugen
 Siegesmarsch und Siegesflut.

Nacht. Entsetzen überspülte
 Dorf und Dach in Lärm und Blut.
 „Wasser . .“ und die Hand zerwühlte
 Gras und Staub in Dursteswut.

Morgen. Gräbergraber. Grüfte.
 Manch' ein letzter Atemzug.
 Weither witternd durch die Lüfte
 Braust und graust ein Geierflug.

Aber diese Schönheiten wollen auch mit feinem Auge gesehen werden. Künstler brauchen Kenner. Unsere

Stümperlyrik aber hat eine Art geistigen Kloßgeschmackes erzeugt, der stumpf ist allem Feinen . . .

Daher der Martergang der wenigen wirklichen Dichter.

Anschauliche Bildkraft findet sich bei Liliencron aber nicht bloß im reinen Naturbild, im objektiven Gedichte, sondern auch in subjektiven Herzensoffenbarungen und ferner selbst in solchen Stücken, welche ins Gebiet der „Gedankenlyrik“ schlagen. So:

Auf dem Kirchhof.

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
Ich war an manch vergessenem Grab gewesen.
Bewittert Stein und Kreuz, die Kränze alt,
Die Namen überwachsen, kaum zu lesen.

Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
Auf allen Gräbern fror das Wort: Gewesen.
Wie sturmestot die Särge schlummerten —
Auf allen Gräbern taute still: Genesen.

Die gesammte Liebeslyrik Liliencrons ist fernerhin ein großes Beweisstück dieser eminent anschaulichen Bildkraft. Schwer hält es, zur Ausführung auszuwählen, denn alle diese Gedichte aus dem Liebesleben eines kräftigen, leidenschaftskühnen Mannes, der zugleich ein großer, begnadeter Dichter ist, sind so lebensecht und frisch und aller Schönheit des Herzlichen und Hellgestalten so voll, daß sie als unvergeßliche Melodie ins Herz tönen, als eine Gefühlsbereicherung bleibenden Wertes.

Die „kleine Geschichte“ liegt aufgeschlagen vor mir:

„Frühsummer wars, am Nachmittag,
Der Weißdorn stand in Blüte;
Ich ging allein durch Feld und Hag
Mit sehndem Gemüte . . .“

Die märchenholde Wirklichkeit, das Stück Himmel in zwei verliebten Herzen, die nichts fühlen als ihr beglücktes Einandernahesein; wie sie im Menschenschwarm, im Jahrmarktstrubel, zwischen Lärm und Lachen doch welteneinsam sind, sie beide die Welt, der alles zum Preise blüht — das kommt in diesem entzückenden Gedichte unbeschreiblich schön und schlicht zum Ausdruck. Es giebt keine schönere moderne Idylle.

So muß auch die gesammte Erotik Liliencrons überhaupt als das Vollendetste bezeichnet werden, das auf diesem Gebiete seit Goethe in deutscher Sprache gedichtet worden. Von den Jüngeren kommen darin Liliencron auch die besten nur nahe, Karl Henckell voran.

Diese Erotik ist so reich, als es nur das heiße Herz eines gefunden Mannes sein kann, und ihre Töne sind so frisch und voll wie Frühlingswinde. Frühling und Sommer vorzüglich ist in ihr, das drängende Liebeschoosheimliche Reimen und das stille, beglückte Reifen unter goldener Sonnengüte, aber auch der bunt sterbende Herbst und der müde Winter.

Erotik geht durch alle Bücher des hollsteinischen Dichterbarons hindurch als die tiefste Herzensquelle dieser ganzen Poesie. Die herzheiße und sinnenfrohe Liebe des Mannes, die nie in saure Entfagung verscheidet, nie in butterige Sentimentalität zerfließt, nie herabgewürdigt wird zum Anlasse blöden Gejämmers, sie ist der Grund- und Leitton dieser darum keineswegs eintönigen, keineswegs armen Dichtung. Liliencron widerspricht damit auch durchaus nicht der von Bleibtreu, glaub ich, zuerst gekenn-

zeichneten Tendenz der modernen Literatur ins Männliche, so sehr ihm auch das Weib Mittelpunkt des Dichtens ist, denn seine Männlichkeit wird in der Liebe auch künstlerisch nicht zum Sklaven. Das eben ist das Neue, im eigentlichen Sinne Herrliche in ihr, daß sie den Mann wieder aufs Postament stellt, wo früher ein kastrierter Wimmerknabe stand.

„Ich bin ein Mann, das könnt ihr schon
An meiner Leher riechen.“

Dieser etwas unschillerisch derbe Schillervers könnte als Trumpfwort über Liliencrons Erotik stehen neben dem anderen, von Liliencron selbst gemünzten Bannerworte: „Leben, hurrah!“

Diese herrliche Erotik wird uns auf unserem Wege durch alle Dichtungen des „Erzlyrikers der Modernen“ begleiten, wie man ihn ironisch genannt hat. Behalten wir das nach dem alten Testamente schmeckende Wort immerhin, denn wahrlich ein Lyriker im Erze der Männlichkeit ist Liliencron.

Aus den „Adjutantenritten“ müssen noch besonders die Balladen hervorgehoben werden.

Liliencron hat sich in seinen späteren Büchern fast völlig von dieser Gedichtsgattung abgewandt, für welche er als deutscher Nordländer eine starke Neigung hatte. Aber es scheint, sie wurde allmählich seinem ins Heute sich wendenden Geiste ungemäß.

Trotzdem muß Liliencron als moderner Balladendichter gleich neben Fontane genannt werden. Er hat den echten derben Balladenton und die rechte wuchtige Balladenphantasie, die mit breiten Schatten malt, aus denen Blitze, wie von Feuer auf Erz, grell herauszucken. Das Mittelalter wird bei ihm wahrhaftig lebendig; kraftroh,

farbenfroh, schreckensdumpf, grimmdüster starrt es uns seltsam an, aber es hellt in das Dunkel die Sonne der Minnesänger hinein. So, wenn die Blutgeschichte „Hartwig Reventlow“ schließt:

„Stolz schreitet der Ritter den Burgberg hinab,
Ein Schäfer blies auf der Schalmei,
Vier Mönche murmeln am Marmorgrab,
Und draußen lachte der Mai.“

Bedeutender noch erscheint mir Liliencron auf diesem Gebiete indeß dann, wenn er den Balladenton auf modernen Stoff überträgt, wie im „Hochsommer im Walde“, der den Selbstmord eines Handwerksburschen zum Inhalt hat:

— — — — —
„Von seinem ärmlichen Bündel den Strick,
Er legt um den Hals ihn, um Wirbel, Genick,
Dann läßt er sich fallen, nur kurz ist die Qual,
Er sah die Sonne zum letzten Mal.“

Der Tau fällt auf ihn, der Tag erwacht,
Der Pirol flötet, der Tauber lacht.
Es lebt und webt, als wär nichts geschahn,
Gleichgültig wispern die Winde und wehn.“

Eine moderne Ballade dramatischen Gepräges und zugleich ein Sozialstück von erschütternder Tragik ist der „Haidebrand“, ein Erlebnis aus seiner Stellung als Hardevogt:

„Herr Hardevogt, vom Whisttisch weg,
Viel Menschen sind in Gefahr.
Es brennt die Haide von Djernisbeg
Und das Moor von Wunkbrarupkar.“

Schon steh ich im Sattel, schon bin ich im Sitz,
In den Sattel springt der Gendarm wie der Blitz.
Just schlägt es im Städtchen Glock Zwölfe,
Wir reiten als hekten uns Wölfe.

Hier schläft ein Garten in Mitternachtsruh,
Dort träumet im Mondschein der Busch.
Und Felder und Wälder verschwinden im Nu,
Wir fliegen vorüber im Husch.
Und sieh, in der Ebne stäubt Funkeneschwärm,
Schon murmelt herüber verworrener Lärm.
Es gilt! Die Sporen dem Pferde.
Der Bauchgurt berührt fast die Erde.

Und nun das Gemälde der brennenden Haide; die
Arbeiten der Hunderte, das Feuer abzudämmen; das in
Flammen geschlossene Haus mit den Sammerrufen der
nicht zu Rettenden.

Das Schreien wird schwächer, dann hat es ein End,
Die Kathe ist abgebrannt.
In der Haide züngelt es, zischt und brennt,
Doch nur bis zum Grabenrand.
Im Osten zeigt sich ein purpurner Streif,
Auf Aehren und Blumen und Gras fällt der Reif.
Und ruhig im alten Bogen,
Kommt die Sonne heraufgezogen.

Schließlich die Alte, die es gethan, die ihr Haus und
ihre Kinder darin verbrannt hat, weil ihr liebloser Sohn
sie daraus vertrieb. Tragik furchtbarer Wirklichkeit:

„Vom Walde schaut' ich den Feuerschein,
Es lachte mir das Herz.
Den Angstruf hört ich, das Hilfeschrein,
Es lachte mir das Herz.

Und als die Kathe zusammenschlug,
Meine Seele zum Himmel ein Amen trug.
Das, Herr, ist meine Geschichte,
Hier stell ich mich dem Gerichte.“

Auch aus den eigentlichen „Adjutantenritten“, die, in
Prosa, den Band beschließen, stößt als fruchtbarer Grund-
ton das Tragische heraus: die schreckliche Wahrheit des
Krieges. Liliencron, der Offizier, der in zwei Kriegen
sich Wunden und Orden holte, gehört nicht zu den fri-
volen Kriegbrüllern, die in eitel papierenem Heroismus
und in den Hurrahwellen maulheldischer Fanfaronnaden
schwimmen, sondern er schildert, obzwar Soldat noch jetzt
mit Leib und Seele und begeistert für das blutgekittete
Reich, den Krieg in seiner ganzen Entsetzlichkeit mit uner-
hörter dichterischer Kraft, gerecht die Farben verteilend.
Für die kriegerischen Mannestugenden der Tapferkeit, der
Pflichtstrenge hat er begeisterte Worte, Lorbeerworte, aber
in gräßlich wahren Gemälden errichtet er auch Tafeln
schrecklicher, abmahrender Erinnerung.

Dieses Gebiet seines Schaffens dehnt sich breiter in
den späteren Prosawerken aus.

Auch die „Gedichte“ beginnen soldatisch: „Mit Trommeln
und Pfeifen“. Dieser Abteilung folgt: „Mit Zithern
und Zymbeln“, ein Cyclus Liebe; diesem: „Aus der
Zunft“, ein Cyclus Bosheit gegen das Land der „Dichter
und Denker“ in seiner völligen Gleichgültigkeit gegen die
zeitgenössische Dichtung; diesem eine Anzahl brillanter
Sizilianen; dann eine lange Reihe „Verschiedenen Inhalts“,
gefolgt von zwei großen Gedichten in der Ottavenstrophe;
zum Schluß die Abteilung: „In willkürlicher Betonung“.

deren freie Rhythmik neutönend in das Neuland moderner Gedankendichtung braust.

Die „Gedichte“ scheinen mir der bis jetzt im Druck erschienenen Siliencron'schen Lyrik glorreichster Höhepunkt zu sein. Er ist im „Haidegänger“ dann nicht gesunken, aber er ist, wie soll ich sagen, unruhig geworden, neue Elemente in ihm haben einen Kampf gegründet, der noch nicht zum Austrag kam, als die Haidegänger-Gedichte geschrieben wurden, es fehlt dort die entzückende Harmonie, die in den „Gedichten“ ist.

In diesen ist ein großartig einheitlicher Charakter. Durch die fast zweihundert Seiten dieses Kleinquartbandes geht ein Geist. So unendlich reich der Inhalt ist, stofflich und formell, überall bricht siegreich eine große, scharf und schön kenntliche Individualität durch: der reife, gütige, kühne, adlige Mann, der naturentzückte, naturbegnadete Künstler.

Ich weiß zum Beweise dieser Charakteristik nichts besseres als eine schnelle Einführung in das köstliche Buch, das in der Entwicklung deutscher Lyrik einen Ehrenplatz haben wird neben dem Herrlichsten, neben zwei Großen zumal: dem göttlichen Wolfgang und der unvergleichlichen Annette.

(Annette? Der „freundliche Leser“ reibt sich die weise deutsche Dichter- und Denkerstirn. Wer ist Annette? Kennen Sie vielleicht diese Dame, gnädiges Fräulein? Aber die höhere Tochter errötet in verschämter Ignoranz. Annette? Ach, wer kann mir sagen, wer Annette ist? Oh du gesegnetes Germanien!)

„Mit Trommeln und Pfeifen“ ist also die Ouverture der „Gedichte“. Man denke da nicht an banale Marschblechmusik. Es sind Stücke tiefsten Gehaltes darunter, Meisterwerke der genialsten Conception. So „Rückblick“:

Oh mir aus der Scheide schoß
Blitz und blank der Degen,
Ließ noch einmal Mann und Roß
Kurzer Raft ich pflegen . . .

Und sein Leben zieht ihm vorüber:

— — — — —
Kinderland, du Zauberland,
Haus und Hof und Hecken.
Hinter blauer Wälderwand
Spielt die Welt Verstecken.

Später:

Würfel, Weiber, Wein, Gesang,
Jugendrajche Quelle,
Und im wilden Wogendrang
Schwamm ich mit der Welle . .

Da bricht in die Erinnerung jäh hinein die Wirklichkeit, das Angriffskommando:

Zügel fest, Fanfarenruf,
Donnernd schwappt der Raßen.
Bald sind wir mit flüchtigem Huf
An den Feind geblasen.

Anprall, Fluch und Stoß und Hieb,
Kann den Arm nicht sparen,
Wo mir Helm und Handschuh blieb,
Hab ich nicht erfahren.

Und die ganz unvergleich schöne Strophe, einzig in ihrer bilderreichen, strammen Prägnanz, das Entzückendste,

das ich an schlaghafter Kürze und blitzender Lebendigkeit kenne:

Sattelleere, Sturz und Staub,
Klingenkreuz und Scharten,
Trunken schwenkt die Faust den Raub
Flatternder Standarten.

Darin ist er der unerreichte Meister, der Hauptmann Siliencron, mit militärischer Knappheit in ein paar treffsichere Worte Bild und Bewegung zu bannen, daß sie lebendig sind in glitzernder Klarheit. Und wie das erfrischt nach der weibischen Redseligkeit unserer Durchschnittslyrik mit ihren selbstgefälligen, leeren Tiraden, diesen unerquicklich raschelnder Phrasenriesenhüllen. Das Augenblicksglück des schnellen Sehens wird bei Siliencron in ein Augenblicksbild treffenden Wortes gekleidet.

Dann weiter. „Pfeifen und Trommeln“ und die ganze Regimentsmusik erklingen:

Klingling, Tschingtsching und Paukenkrach,
Noch aus der Ferne tönt es schwach,
Ganz leise humbumbum tching,
Zog da ein bunter Schmetterling,
Tschingtsching, bum, um die Ecke?

und es kommt „mit Zithern und Zymbeln“ ein bunter Zug. Mannesliebe in tausend Gestalten, Künstlersauge in tausenden Bildern. Ein reiches Leben umwehlt uns wie mit frischen Winden, die Natur selber schüttet ihren Segen über uns, und ihr Füllhorn ist das Herz eines großen Dichters, der sie liebt, wie ihm ihre schenkende Güte gehört:

„Natur, wie ich dich liebe,
Immer liebe, immer gleich liebe,
Wie auch dein Antlitz sich mir zeigt:
Im Steppenbrand, wenn mächtige Rauchwolken,
Mitziehend, vorwärts sich drängen,
Daß Tiger und Antilopen,
Wie zwei Lämmer am Seidenband gepaart,
Neben einander jagen;
In den Rosentöpfen
An den Fenstern der kleinen Stadt;
In den ungetümangefüllten Meeren
— Ich ahn' es —
Des Jupiters, die, im fahlen Dämmer
Wunderbarer Monde,
Lautlos, ungeheure Wogen wälzen;
In dieser friedlichen Laube,
Die jetzt mich umschließt.

Ueber diesem Zyklus Liebe aber könnte das Wort aus dem Gedichte „An Phyllis“ stehen:

Rosenpracht, wohin ich schweife,
Alles glüht im Venusstern“.

Berserken wir uns hinein, so wertet sich das Wort aus den Sommernachtstunden auf uns:

„Und Rosen holdester Vergessenheit
Umhütten unsre Scheitel, unsre Augen“,

denn das blasse Alltagsleben versinkt hinter uns, denen die von einem sonnenheißen Dichterherzen durchloderte Welt eines poetischen, in Wahrhaftigkeit schönen Lebens aufgeht. Nicht ein gefälschtes, nicht ein geschminftes, nicht ein zugestuztes Leben, aber ein Leben, reich an innig

eigener Schönheit und begnadet mit stürmischer Genußkraft.

Darüber aber die „Künstlerhand“, die Zügelhand. Nie hat sie Liliencron schöner bewährt als hier.

Die „Lust am Weibe“ und die Lust an der Natur gehen geschwisterlich neben einander. Fast keines der Gedichte in diesem Zyklus, fast keines der Liliencron'schen Liebesgedichte überhaupt ist lediglich Gefühlsausdruck ohne Naturstimmung. Wie es „unter Goldregen und Syringen“ heißt:

Unmerklich merklich zittert leise
Ueber mein Herz eine Welle
Zu ihr hinüber an ihr Ufer.

so ist es in Wirklichkeit stets. In dem genannten Gedichte ist die „Sie“ ein liebes Mädel, in den Gedichten überhaupt ist es die Natur selber:

Und ein Wellchen von ihr
Zittert herüber zu mir an mein Ufer.

Die Natur, die zufällige Umgebung, giebt entweder dem Inhalte Grundstimmung im Gleichakte, oder sie umwirft ihn mit Gegensatzlichtern sonderbaren Reizes.

So geht durch die ganze „kleine Geschichte“ vom Stelldichein am Mörderstein dieser seltsame Gegensatz von der Unthat, die ehemals hier geschah, und von dem Lieben, das jetzt dort geschieht. Zumeist aber ist Dichterherz und Natur im Einklang.

Frühgang.

„Wir wandern durch die stumme Nacht,
Der Tamtam ist verklungen,
Du schmiegst an meine Brust dich an,
Ich halte dich umschlungen.

Und wo die dunklen Ypern stehn,
Ernst wie ein schwarz Gerüste,
Da fand ich deinen kleinen Mund,
Die rote Perlenküste.

Und langsam sind wir weiter dann,
Weiß ich's, wohin, gegangen.
Ein hellblau Band im Morgen hing,
Der Tag hat angefangen.

Um Ostern wars, der Frühling will
Den letzten Frost entthronen.
Du pflücktest einen Kranz für mich
Von weißen Anemonen.

Den legtest Du mir um die Stirn,
Die Sonne kam gezogen
Und hat dir blendend um dein Haupt
Ein Diadem gebogen.

— — — — — “

Diese Naturumrahmung ist es, welche den Liliencron'schen Liebesliedern einen besonderen Reiz giebt. Es ist kein leeres Angehimmle, keine Sehnsucht vom Schreibtisch aus, sondern es ist entquillendes Entzücken nach genossenem Glück. Und das Glück war nicht bloß das in der Liebe, sondern auch das in der Schönheit der Natur.

Selten ist es die Sehnsucht, aus der Liliencron dichterisch bewegt wird. Er gehört nicht zu den Armen welche ewig durstig sind nach Liebe, und statt zu trinken, wo es von Quellen rauscht, den Winden ihre Seufzer hauchen. Wie er als „Haidegänger“ selber spricht, so ist es:

„ ich schrieb mir vom Herzen
 Jubel und Jauchzen, Leid und Schmerzen.
 Ich zitterte in Himmelsluft,
 Sanft ich an der Liebsten Brust.
 Und hatt' ich eine Günst genossen,
 Ist Tinte alsbald meiner Feder entfloßen.
 Da fragt ich nicht lange, wem's gefällt,
 Was kummert und schiert mich die ganze Welt.
 Dann leuchtets in mir, und bin ich allein,
 Weiß ich vor Freude nicht aus und ein . . .“

Die echte Sehnjuchtslyrik soll darum nicht herabgesetzt werden, denn wo sie aus einem kräftigen Herzen kommt ist sie von gewaltiger Leidenschaftschöne, aber diese Liliencron'sche Thatsachenlyrik, um nüchtern zu reden, hat doch mehr Gesundes, Windfrisches, Lebendiges. Es ist wie ein Nachbeben des Genusses in ihr oder, konkreter zu reden und wie ich meine jedem und jeder verständlich: diese Gedichte sind wie jenes köstliche Nachgefühl des letzten Kusses, das schier körperlich verweilend warm und weich auf den Lippen bleibt.

Abgesehen davon gereicht dieses realistische Moment auch dadurch der Liliencron'schen Erotik zum Vortheile, daß sie eine Art erzählerisches Beiwerk erhält. Zum Liede kommt das Bild und in das Bild die Bewegung.

Wenn wir den Cyclus durchblättern: welch' reichster Wechsel im Ton, Bild und Geschehen.

Wir sind mit dem wartenden Mädchen allein, durch deren Sehnjucht die Erinnerung ihre Lehren schaukeln läßt, im dämmerigen Zimmer; wir sehen die Wechselspiele des April:

Schießt ein Sonnenblick
 Ueber Flur und Knick.
 Wie der Blick vom Goldhelm huscht,
 Und auf Baum und Gras
 Schnell im Tropfennaß
 Tausend Silbertupfel tuscht

und durchwachen „Sommernachtstunden“ voll phantastischer Abenteuer und heißesten Liebesglückes:

— — — — —
 Wir sind allein, im ganzen Haus allein.
 Pst, was war das? Mich dünkt, ich hörte gehen —
 Und atemlos . . . da wieder . . . das sind Schritte . .
 Das süße Ding umklammert mir den Hals.
 Wer naht . . . und unsre Blicke weiten sich . . .
 Da schlägt es Mitternacht . . . wir sind allein . .
 Geräuschlos öffnet sich die Dielenthür,
 Und feierlich, im pappelgrünen Turban,
 In roten Kastans, deren Ärmel hängen,
 Mit Matagans, in seidnen Schlappantoffeln,
 Verbeugen sich sehr tief und sehr gehalten,
 In königlicher selbstbewußter Würde,
 Die Arme auf der Brust als Kreuz gelegt,
 Vor uns sechs alte, weißbehaarte Türken,
 Und wenden sich und wandern stumm hinaus
 In höchst gemäßigtem, steifem Gänseschritt.
 Das Mädchen liegt wie tot mir in den Armen.

— — — — —
 Dann nach dem Spuk der Heimgang durch die
 Morgenfrische:

Im starkbetauten Neze flickt die Spinne,
 Und hundert Lerchen, mit gespreizten Schwänzchen,

Entschütteln ihren Flügeln Nacht und Reif,
Der fecken Trillerkehlen Tirili
Dem frischen Wandrer um die Mütze schmetternd.

Dann am Mörderstein das Warten in der Nacht und
das heiße Naheglück mit einem rotbackigen deutschen
Bauernmädchel; Fatinga dann, die Zigeunerin, die flüchtige,
wilde, und gleich nach ihr die „süße Lady“:

„Biere lang,
Zum Empfang,
Borne Jean,
Elegant.“

Im deutschen Verse war die Geschichte mit dem
Bauernmädchen erzählt, schlicht und treu; wie üppige
Tropenranken schossen in südlichem Ueberschwange die
Verse des „Ringelgedichtes“ von Fatinga auf; operetten-
hafte Monchalance erzählt von der Baronin, die zu Hofe
fährt. Das ist die Kunst des rechten Tones, der Ton-
bann.

Es sind die sechs ersten Gedichte aus dem Cyclus
„Mit Zithern und Zymbeln“, die ich hier nacherzählend
streifte. In gleichem Reichthum des Inhaltes geht es
fort bis zum Schluß. Wo die Durchschnittserotik uns
den ewig gleichen, stockigen Brei ihrer seraphischen Wünsch-
chen aufsticht, giebt uns dieser Dichter in Lied und Bild
und frischem Ründen einen rauschenden Strom ziehenden
Lebens. —

Völlig verändert er den Ton in der satirischen Ab-
teilung „Aus der Zunft“. Aber eines bleibt auch hier:
die Bildkraft. Es ist kein Wortehagelwetter, das Lilien-
cron herunterprasseln läßt auf den Ozean von Stumpfsinn,

genannt „das deutsche Lesepublikum“, er predigt nicht und
verschwendet kein Pathos, er malt vielmehr, in der Ma-
nier Hogarths etwa.

Es sind realistische Bilder mit bitterem Humor, zu-
weilen ins Karikierte getrieben, zuweilen tief ernsthaft
nichts als krasse Wahrheit. So „Dichterehe“ — eine
Tragödie in fünf Strophen, „das Wundertier“ dagegen
die echte, mit dem Humorgriffel des Satirikers gezeich-
nete Tragikomödie. In die letztere Kategorie gehört auch
„Der Brotwagen“, und „Dichterlos in Kamtschatka“, in
die erstere „Auf den Tod eines im Elend untergegangenen
deutschen Dichters“. Groteske Phantasie ist einem sich
unter humoristischen Ranken versteckenden Ernste in der
„Erscheinung“ beigemischt, einem der bezeichnendsten Lilien-
cron'schen Prosagedichte.

In der großen Sechsstrochäusepistel „An meinen
Freund den Dichter“ (Liliencron gehört zu den wenigen,
welche die Halbprosaform der Sechsstrochäus recht zu
brauchen wissen: als Rahmen für das rhythmische Feuillet-
ton im Plaudertone) wird der behagliche Banause des
heutigen Deutschlands vortrefflich abkonterfett in der iro-
nischen Schilderung, welche der fingirte Brieffschreiber von
sich selber giebt, der indeß am Schlusse des Gedichtes so
köstliche Perlen der Poesie schimmern läßt, daß man die
Ironie deutlichst merkt:

Offen Dir gestanden, nichts für ungut, Freundchen,
Stell ich, glaub ich, meinen Kammerdiener höher
Als den Dichter, und so denken auch die andern
Guten Deutschen: Exzellenzen, Schneider, Gärtner,
Bürgermeister, Staatsanwälte, Bauern, Krämer,
Wagenbauer, Staatsminister, Sattler, Wirte,
Prinzen, Pfefferküchler, Klempler, Bucherer,

Scharfrichter, Matrosen, Priester, Karrenschieber,
 Reichs- und Landtagsabgeordnete, Barone,
 Droschkenkutscher, Seiler und Regierungsräte,
 Und was sonst zusammenfällt in bunter Mischung
 Unseres stadturchtobten lieben Vaterlandes.
 Außerdem so bitt ich, liege erst im Sarge,
 Laß die Weizen erst auf Deinem Hügel blühen,
 Laß den Weizen erst aus Deinen Knochen wachsen,
 Dann, ja dann vielleicht will ich Dir fünfzig Pfennig
 Opfern, daß wir zum Gedenken eine Tafel
 Dir errichten, irgendwo, wo du gewohnt hast.
 Doch bis dahin, Guter, magst Du Dich bescheiden.
 Anerkennung, sagst Du, ist dem Dichter nötig;
 Daß er lechzt nach einem Wörtchen nur des Lobes.
 Seid ihr Dichter denn gefälligt andre Menschen?
 Seid ihr etwa Schützenbrüder, Sängereffler,
 Denen jedes kleinste Eisenbahnrafförtchen
 Tausend Kränze wirft und tausend Hurrahs brüllt?
 Meinen Schuster zoll ich Anerkennung, wenn er
 Mir den Stiefelfiß nach meinen Wünschen fertigt.
 Einem Dichter? für das alberne Gewäsche,
 Das ich niemals lese, soll ich auch noch schreien;
 Schreien: Hoch! er lebe hoch und dreimal hoch!
 Lächerlich! Viel eher klatsch ich in die Hände:
 Folgt mein Blick den Gauklersprüngen auf dem Seile.

Das Thema des „unglückseligen deutschen Dichters“
 wiederholt sich häufig bei Liliencron, zu häufig vielleicht,
 aber es ist eine von den Wahrheiten, die man anklagend so
 lange wiederholen soll, bis ihre Schmähhchkeit getilgt ist.

In der folgenden Sizilianenreihe zeigt sich wiederum
 die hohe Formvollendung des Dichters und seine eminente
 Kunst bildnerischen Zusammenfassens. Für Drüberwegleser

sind Liliencrons Sizilianen nicht, es sind Miniaturbilder,
 die mit scharfem und kunstgeübtem Auge betrachtet sein
 wollen. Ich setze die „Grabschrift“ her:

„Wie der von Wölfen wild verfolgte Schlitten,
 So hezte mich das Leben durch das Leben.“
 Ich sah mich plötzlich selbst in ihrer Mitten,
 Von heißen Zungen war ich rings umgeben:
 Verleumdung, Meid und Bosheit unbestritten
 Die gierigsten mit gierigstem Bestreben.
 Es lief ein gräßlich Tier mit leisen Tritten,
 Gedankenlose Klatschsucht, faul daneben.

Der „Neutöner“ Liliencron zeigt sich hauptsächlich in
 den nun folgeuden Teilen des Buches. Vorzüglich in den
 freien Rhythmen „in unwillkürlicher Betonung“, aber auch
 schon in der Abteilung „verschiedenen Inhalts“.

Der Liliencron dieser Teile ist es, dem gegenüber
 unsere Durchschnittskritik ihre völlige Impotenz bewiesen
 hat, ihre absolute Unfähigkeit, dem Dichter verständnisvoll
 hineinzufolgen in einen Urwald von Schönheit voll
 wunderbarer Klänge. Man darf den professionellen
 Bücherbeurteilern es nicht übel nehmen, daß sie so kläglich
 bankerott machen mit ihrer angejahrten Erbweisheit
 schulmoderigen Geruches gegenüber dieser Lyrik, denn ich
 wußte nicht woher

„so ein urlederner Alter,
 der geboren ist mit dem Federhalter“ (Heidegänger)

den Sinn haben sollte für diese kühnste und eigenste
 Modernität. Liliencron gehört zu jenen „Märtyrern der
 Uebergangsperiode“ (das Wort wurde auf moderne Maler
 von Momme Kissen gemünzt), die sich erst selber ein Ge-
 schlecht von Kritikern heranbilden müßten, das will sagen

aus deren Werken die neue Kunstwissenschaft die neuen „Kunstgesetze“ erst herausdestillieren wird. Der alte unerbauliche Ringelreihen zwischen Kunst und Kritik.

Vor der Hand muß sich Liliencron mit seinen Geistes-Verwandten trösten, die auf anderem Gebieten das Banner des Neuen tragen, weit voraus der großen Masse, — einsam. Diese Geistesverwandten sind, um nur einige zu nennen: der große Maler Böcklin, der große Radierer Max Klinger, der große Dichter-Denker Friedrich Nietzsche.

Wie diese drei ist Liliencron der Künstler-Aristokrat, der große Ich-Künstler, der mit hautainster Verachtung der Massenwünsche mitten in einer Umwelt gegensätzlicher Triebe sein künstlerisches Ich etabliert als Welt für sich. Seine Sinne sind für Reize empfänglich, die der Menge fremd sind — nur eine kleine Gemeinde fühlt gleich. Er wird darum auch schwerlich in seiner Ganzheit populär werden, wenigstens nicht in seinen eigensten Schöpfungen, in denen er ganz er selber ist. Als Beispiel führe ich das Gedicht „Poesie“ an:

Dort der Rauch aus tausend Schläunden,
Wie drückender Nebel auf Thälern und Gründen,
Das ist der Feind, was er pusten kann;
Wahre dich, wahr' dich, es trabt wer heran,
Vor sechzig Schwadronen hat in den Wogen
Ein junger Kaiser den Pallasch gezogen.
Und blendend im plötzlichen Sonnengießen
Siehst du den Stahlstrom vorüberschießen.
Der Angriff krümmt schon die Finger zum Raub,
Als gelbgraue Wolke folgt ihm der Staub
Und hüllt ihn ein, — und langsam gemach
Fährt der Siegeswagen ihm nach.
Ein stämmiges Frauenzimmer regiert

In der linken des edlen Gespannes Geviert.
Wie der Knecht, der an Kummten und Krippen geboren,
Knallt sie vom Stand aus dem Zug um die Ohren.
Hinter ihr raschelt, am Ende der Muschel,
Ein ununterbrochenes Lorbeergetuschel.

Das Gedicht ist überaus bezeichnend für die neue Lyrik Liliencrons, die nur für Künstler ist. Die Menge, auch die gebildete, verlangt den Schwur auf ein „Prinzip“. Sie will entweder den „Idealismus“ oder „Realismus“, eine volle, durchsichtige Allegorie oder ein Wirklichkeitsbild, und in der Vortragsweise entweder Miniaturgenauigkeit oder Impressionismus. Solch ein aus brauender Seele heraus bewegtes Bild, wie diese „Poesie“, voll praller Gegenständlichkeit einerseits, aber auch überhüpft von zuckenden Traumlichtern, hier impressionistisch in Massenzügen gegeben, dort sorgfältig in allen Einzelheiten herausmodelliert: das erscheint ihr wirr, unklar, uneinheitlich. Eine Viktoria soll griechisch sein, mit einer Tunika und langbeinig schlank: Blasphemie an sämtlichen mythologischen Handbüchern, da von einem stämmigen Frauenzimmer zu reden, das wie ein Knecht den Pferden um die Ohren knallt; ein Reiterangriff soll gemalt sein, wie von Anton von Werner, mit proprem stiefelblanken Realismus, gutausgerichtet, preußisch — nicht böcklinisch-hyperbolisch als Stahlstrom und zugleich als Raubgeierfralle; was aber das Lorbeergetuschel hinter der Muschel betrifft, so ist das überhaupt unverständlich, nicht wahr? Fährt ein Lorbeerhain hinterher oder fährt der Wagen durch einen Lorbeerhain? Beides ist unmöglich, also ist der Ausdruck unsinnig . . .

Ach, über die neunmal Weisen, die doch nicht wissen was poetisch ist. Daß man es ihnen doch nicht sagen

kann, nicht explizieren mit a und b und c! Man muß schon auf ihr Verständnis verzichten.

Wer May Klinger kennt, wird in diesem Gedichte sicherlich Ähnlichkeit mit dessen Kunst finden, die auch aus Wirklichem und Phantastischem neues poetisches Leben schafft. Andre Gedichte wieder gemahnen deutlich an Böcklin, von dem der damals einsam in Kellinghusen lebende Dichter doch nur wenig kannte. „Die Sünden- burg“ ist bezeichnend dafür. Ich setze die Schilderung des phantastischen Baues her:

Im Bierkant strebt ein Felsen auf,
So hoch, er hemmt den Sonnenlauf.
Senkrechten Schroffen sichern ab
Viel Tropfen in das Wüstengrab.
Wild, auf des Steines Platten oben,
Steht eine Märchenburg erhoben,
Ein Donnerstuhl, ein Blitzeplatz,
Ein Widderkopf in Sturmehaß.
Der Regen rauscht auf Zack und Zinnen,
Und stürzt aus Drachenrachenrinnen.
Aus dem zerfetzten Wolkenzug
Zieht gierend aus ein Geierflug,
Und prächtig fällt die Sonnenflut
Dem Raubzeug auf den Federhut,
Und zeigt im Licht die weißen Mauern,
Und schwarzer Tannentränze Trauern,
Und Turm auf Türmen und Terrassen,
Und Loggien, Hallen, Säulengassen,
Zugbrücken, Grotten, Gärten schweben
Und weben ein phantastisch Leben . . .
Und wieder zieht der Sonne vor
Aschjarben sich ein Schleierflor.

Vom grauen Himmel, ohne Hauch,
Sticht ab ein feiner schwarzer Rauch,
Der aus der Burg, der Säule gleich,
Hinaufzieht in das Gnadenreich.

Und der mächtige Brand der Burg (man vergleiche Böcklins Burgbrand!):

Ein rotes Zünglein streckt sich aus,
Und dort und dort ein Flammenstrauß,
Aus allen Fenstern leckt die Glut
Zum Dach hinauf in eiliger Wut.
Schon rötet sich das Himmelszelt,
Als ständ in Brand die ganze Welt.
Und prasselnd fracht Gebälk und Wand
Im Niedersturz auf Sand und Land.
Ich hör Geschrei, wahnfinnig Singen,
Furchtbar zu mir herüberdringen.
Ein wüstes Stimmenchaos brüllt,
Ein Käfig, Tigerangefüllt.
Nun steht, ein glühend Ungeheuer,
Die große Sündenburg im Feuer.
Langsam steigt aus der Lohe Weben
Ein mächtig Kreuz: ich hab' vergeben.
Und zwischendurch, wie Harfenklang,
Wie Orgelton und Chorgesang.
Ein letzter Rest, ein letzter Riß,
Und Schutt und Qualm und Finsternis
Und kurzer Aschenregenfall —
Und eine Stille überall.
Nur böse durch die Nacht glänzt fern
Ein großer, grüner Funkenstern.

Bilder von ähnlicher phantastischer Farbenpracht, so grandios, formenwuchtig, Cyclopenbauten einer unermess-

lichen, bilderreichen Phantasie, wären noch mehrere zu erwähnen. Und merkwürdig: neben derartigen Gedichten, die in ihrem Grundwesen sogleich an den Meister von Zürich erinnern, dem Liliencron übrigens eine kurze, treffende Widmung gedichtet hat, stehen rein naturalistische Meisterwerke, die an den anderen Hauptmeister der Moderne gemahnen, an Fritz von Uhde. So ist es ein ganz Uhdischer Gedanke, der sich in der Schlusstrophe des „Abendsternes“ ausspricht. Frühwinterstimmung. In der Natur kämpft Sterben und Leben. Von ferne das Orgeln eines Hirsches. Sonst ist alles still. Da sieht der Dichter:

„ . . . schlafen eine alte Frau.
Der Ast, den sie gesammelt, preßt wie Stein,
Sie schlief auf ihrer schweren Bürde ein.

Sie schläft für ewig. Soll ihr Rückenjoch,
So fest gebündelt, in den Himmel noch?
Der Abendpurpur flicht den Kranz der Ruh
Und küßt den Staub ihr ab von Saum und Schuh.

Dieser Abendpurpur hier ist völlig identisch mit der Gloriole, die Uhde seiner Proletarier-Madonna giebt.

Das soziale Liebesgefühl bricht übrigens bei Liliencron des öfteren durch, nie pathetisch, salbungsbreilig, sondern in edler schlichter Herzlichkeit, und es schwillt nicht in Worte, sondern leuchtet sich in einem Bilde aus. So der Gedanke des Friedens in dem wunderschönen Gedichte „Die Schwertlilie“. Es hebt mit einer Haideschilderung an, ganz aus dem Wirklichen, dann schleiert der Traum hinein mit einem symbolischen Bilde, zum Schlusse giebt dann wieder die Wirklichkeit folgendes Bild:

Ich wachte auf und schritt nach Haus,
Am Abend doch ging ich noch einmal hinaus,
Da war die prächtige Blume verschwunden.
Wer ist hier gewesen, wer hat sie gefunden?
Im Vorwärtsschlendern durchs flache Land
Kam an ein Hüttchen ich, unbekannt,
Das stand so mutterseelen allein,
Möchte wissen, wer sind die Bewohner sein.
Eine Zither hört ich klingen im Haus,
Klang sehnsüchtig zu mir hinaus,
Konnte deutlich das Lied unterscheiden:
„Schöne Minka, ich muß scheiden“.
Doch schien der Abschied nicht ernst gemeint,
Hat auch kein Auge dessenhalben geweint.
Als ich, schon dunkelte rings die Welt,
Mich draußen ans offene Fenster gestellt,
Schaut' ich zwei Menschen, die saßen getrennt,
Von ihnen griff einer das Instrument,
Ein schlanker Bursche mit blondem Haupt;
Und die Schöne, die das Herz ihm geraubt,
Lächelt schelmisch ihn an aus dem Großvaterstuhle.
War es ein Bild aus der göttlichen Schule
Benedischer Meister: Armlängs, in der Rechten,
Hochstenglig, bis an die schwarzen Flechten,
Hielt sie dieselbe Lilie umfaßt —
Mich dünkte das Hüttchen ein Himmelspalast.

So unwahrscheinlich es ist, wie ich schon bemerkte, daß Liliencron als Neutöner populär werden wird, so wünschenswert wäre es, daß seine in sich schon volkstümlichen Gedichte älteren Gepräges Gemeingut des Volkes würden, ich meine des Volkes im weitesten Sinne. Gedichte wie „Die Wasserschwertlilie“ „Cincin-

natus“ u. a. sollten in den Schulen gelernt werden. „Cin-
cinnatus“ zumal, dieses Lied des freien Mannes, mit dem
Beginne und Schluß:

Frei will ich sein.
Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
Und ein fröhlich Herz und das ist genug.

Außer dem Widmungsgedichte an Böcklin finden sich
in dieser Abteilung noch Verse an Goethe, Gottfried
Keller, Theodor Storm, Conrad Ferdinand Meyer, Heinrich
von Kleist, Heinrich von Heide, M. G. Conrad, Eduard
Mörcke und ein Denkpruch „An die Naturalisten“. Aus
dieser Reihe kann man füglich sehen, daß Viliencron keiner
von den Heerdenliteraten ist, die im Trotte irgend einer
„Richtung“ mitlaufen. Sein Herz gehört allem Echten,
darum finden sich unter seinen Lieblingen Gegenpole wie
M. G. Conrad, die frische Kraftnatur, und Conrad Fer-
dinand Meyer, der ganz Künstler ist. Der Spruch „An
die Naturalisten“ möge hier stehen, er ist ein literarisches
Glaubensbekenntnis:

Ein echter Dichter, der erkoren,
Ist immer als Naturalist geboren,
Doch wird er ein roher Bursche bleiben,
Kann ihm in die Wiege die Fee nicht verschreiben
Zwei Kräuter aus ihrem Wunderland:
Humor und die feinste Künstlerhand.

Die zwei großen Ottavengedichte „Hunger“ und „Ein-
samkeit und Manneskampf“ sind zwei Bruckstücke der
Viliencron'schen Poesie. Zumal das Letztere ist unendlich
reich an Schönheit und gedanklichem Gehalt. Der Stoß
und Gegenstoß, in dem das Leben des Menschen hin und

her strömt zwischen Ruhe und Kampf wird geschildert.
Aus dem aufdringlichen Gewimmel der Menge zieht sich
der feiner beanlagte angewidert zurück in die Einsamkeit:

„O Einsamkeit, violenblaue Blume,
Wie blühst du sammtten, aller Welt so weit“

und genießt in ichversenktem Alleinsein doppelt alles Gute
und Schöne. Aber der Gegenstoß des Lebens zittert vor:

O hüte dich, dich drückt ein schwer Alp,
Du ringst nach Luft doch Ekel faßt dich an.
Bald ist dein stummer Rosenhimmel falb,
Du bist dir selbst ein wüster Haustyrann.
Und wär es deines nächsten Nachbars Kalb,
Um Gott, besieh es dir nur dann und wann,
Ein Riesenvogel schwebt, ganz ohne Laut,
Heran, heran, mit deinem Hirn vertraut.

Violenblaue Blume Einsamkeit,
Wie lieb ich dich mit deinen sammtnen Blättern.
Das Eiland deiner Abgeschlossenheit
Umspielt ein Dzean von Seelenglättern.
Doch ganz unmerklich wandelt dich die Zeit,
Ein graunhaft Bild les' ich in deinen Lettern,
Wie sacht die dunkelblauen satten Farben
In Wahnsinn und in tiefem Schwarz erstarben.

Hinaus, hinaus, willst du gerettet werden,
Hinaus in Kampf und Krieg mit Ungestim,
Sonst windest nimmermehr du dich auf Erden
Der Krallen los von jenem Ungetüm.
Stürz' lieber unter tausenden Beschwerden,
Gh' du versinkst in Einsamkeitsgeblüm.
Hinaus, hinaus, Mensch soll mit Menschen kämpfen
Und nicht ersticken unter Blumendämpfen.

Und nun diese wundervollen Verse der Mannheit mit ihrem schwertklingenden Rehrreim:

Spring an, spring an, stoß zu, stoß zu, fall aus,
Im kühnen Angriff schützst du nur dein Haus.

Eine grandiose Kampfschilderung dann und das Aufatmen nach dem Siege:

Aus Stirn und Augen wischst du Schweiß und Blut,
Und löst dir deines Harnisch' enge Schnallen,
Und atmest tief, dem Schwerte bist du gut,
Sein Schnitt klang süßer dir, als Nachtigallen,
Es zog und fuhr durch manche Feindesflut
Und schmückte manchen Schreihals mit Korallen.

Nun streckst du dich und löst den Helm vom Haupt,
Und dichter Schlaf hat dir die Welt geraubt.

Schon in diesem Gedichte ist Villencron aus seinem Träumen und Schauen in Stimmungszaubern herausgeschritten auf die helle Höhe des weitragenden Berges Weltanschauung. Was er dort dichtet sind Gedankenpanoramen, Bilder also wiederum. Der Cyklus „In willkürlicher Betonung“ birgt sie. Es ist keine „Oden-didaktik“, um Bleibtreus vorzügliches Treffwort zu gebrauchen, es ist kein Auskramen gesammelter Weisheitskrumen und kein Predigen von feierlich hohem Katheder. Ein Weltmann, der zugleich ein großer Dichter ist, sieht in die Welt seines Herzens, sieht in die Welt um sich, und was aus Fühlen und Denken in ihm sich zu einer deutlichen Anschauung verdichtet, das faßt er in klingendes Gold freier Verse, die im Blutquellrhythmus des Herzens rollen.

Es ist eine Weltanschauung vom Kampfe aus einem Herzen voller Liebe. Wunderbarer Gegensatz. Ist es

die „richtige“ Weltanschauung? Wir fragen mit dem Händewascher Pontius: „was ist Wahrheit?“ und es mag sein, daß wir zu anderen Antworten kommen als Villencron, daß wir vielleicht friedensgläubige Ideale hinausblühen lassen in helle Zukunft, wo sein vorlauschendes Ohr immer und immer das Schildauffchild und Schwertauffschwert ewigen Krieges hört, — aber eins ist gewiß: die Weltanschauung dieses Dichters hat künstlerische Ueberzeugungskraft, sie ist wurzelständig in seiner eigensten Seele, ein echt organisches Ganze, und auch unsere abweichende Meinung freut sich ihrer, weil ihre Bildkraft vollendet ist. Die erste Nummer von „Ueber ein Knickthor gelehnt“ stehe hier:

Ueber das Knickthor mich lehrend,
Pendelt lässig mein Stock
In den übereinandergelegten Händen.
So dicht stehen mir die nächsten Lehren
Des bald fensendurchsurten Roggenfeldes,
Daß sie die Stirn mir kitzeln.
Schon bräunen sie sich,
Hell doch sticht ihre Farbe ab
Gegen den grünen Heckenzaun,
Gegen den umgrenzenden Wall,
Den roter Mohn,
Blaue Kaiserblumen,
Gelber Löwenzahn,
Weiße Kamillen
In bunter Malerei
Prächtig überflochten haben.
Wahrlich ein reizender Kranz
Für das große Kornviereck;
Dankebar gewunden.

— Ein wenig voreilig scheint mir —

Dem künftigen Segen.
Wie still es ist;
Wie die Lerche jubelt,
Wie die scheue Wiesensralle schnarrt.
Friede, deine Himmelsfahne
Hängt breit und ruhig
Ueber meinem Haupte.

Hör' ich nicht plötzlich vor mir,
Weit hinter dem Getreideschlag,
Schwach, wie aus einem Thälchen steigend,
Den Vorwärtsmarsch?
Mein Stock pendelt nicht mehr;
Ich recke mich,
Um über die leis im Winde
Spielenden Halmspitzen zu schauen.
Und, keine Täuschung mehr,
Ueber den spielenden Halmspitzen
Glitzern blitzende Helmspitzen.
Immer deutlicher klingen
Die türkische Trommel,
Die Becken,
Die Tuben.
Boran, auf milchweißem Hengst,
Den purpurne Ziertroddeln umtanzen,
Der spanischen Schritt geht
Wie der Gaul im Kunstreiterzelt,
Führt der Oberst.
Und, eine einzige Linie,
Folgt sein Regiment:
Im Gleichschritt,
Ein wenig hörbarer
Den linken Fuß setzend,

Im Takt der Musik,
Vor den Füßen
Das wachsende Brot;
Hinter den Füßen
Das zerstampfte Brot,
Die Wüste.
Schrecklich sind der Kriegsbestie
Zerkauende Kiefer;
Aber nie werden sie ruhen,
So lange der Menschen „verfluchte Rasse“
Die schöne Erde bevölkert.
Nur vorwärts Grenadire.
Kein Zagetreteten!
Ihr verteidigt das Vaterland!
Ueber euren aufgepflanzten Seitengewehren,
Im rücksichtslosen Angriff,
Schwebt die Siegesgöttin,
Hinter ihnen her zieht schnell der Friede.
Doch ach, ist ein Triumph
Der Triumph ewiger Dauer?

Die Krone dieser Dichtungen ist das „Notturmo“. Es brauchte nur von einem Franzosen, Russen, Tschechen, Chinesen oder Tungusen, kurz, nur nicht von einem Deutschen zu sein, und in ganz Germanien wäre ein Possaunenchor der Bewunderung darüber her. Das viel aufgebrauchte Wort „Genie“: hier zwingt es sich auf als einziges zur Kennzeichnung. Naturalismus und Phantasie, Gefühlschwellen und Gedankenhelle, Fülle seelischen Schauens und schärfster Blick in die Umwelt: alles ist in ihm zusammengewoben in ein Herrliches: die neue Poesie.

Der Anlaß ist aus rauher, häßlicher Wirklichkeit. In den Anfang des tief schönen Gedichtes, in welchem

zum ersten Male die Erfüllung unserer Sehnsucht nach neu-dichterischem ist, klingt „aus dem stickigen Qualm“ eines Café-Chantant die Strophe eines verlogen-frivolen Tingeltangeliedes. Sie klingt hinein in das fragende, schmerzlich bewegte Herz des Dichters, der durch die frische Nacht heimwärts sich gerettet aus dem Wust dieser Menschenfreuden, und nur nach und nach wird sie vertrieben durch die Fülle aufsteigender Gedanken, die sich schließlich zu einer grandiosen Phantasie verdichten, zu dem Prosafrage:

„Es ist ein Gewimmel. Sind's Menschen oder Tiere?
Sind's Hunde auf der Suche? Bald hier, bald dort, in unaufhörlichem Durcheinander, finden sie die Fährte nicht. Aus den Hundten werden Pferde, die in allen Gangarten auf einem eingefriedeten Felde durcheinander sich bewegen. Nun ist es eine Schnitzeljagd geworden. Und nun sind's nur zwei Reiter, blendend gepanzerte Ritter. Sie rennen mit eingelegten Lanzen gegeneinander wie auf dem Ringelstechen. Plötzlich hockt ein dicker Kerl mit den gesundesten Pfannenkuchenbacken zwischen ihnen. Auf diesen jagen sie zu und durchboren ihn. Und eine Posaune klingt, und ein Ruf ertönt: Seht, das ist der Bourgeois. Alles, was auf Erden zusammengedrängt ist an Selbstsucht, Erbärmlichkeit, gemeiner Denkart, Hochmut, Feigheit, Begeisterungslosigkeit, findet sich in seinem Fettherzen. Die Kunst ist ihm so gleichgültig wie ein Talglicht. Aus seinen vollgestopften Geldsäcken streut er nur, wenn sein Name in den Zeitungen genannt wird

Und ein Amphitheater schau ich, in dem Hunderttausende ihre Plätze fanden. Die vordersten biegen sich weit über die Brüstung, alle übrigen sind aufgestanden in fiebriger Unruhe; und alles blickt auf den Sand. Im Sande liege ich selbst, eine Riesengestalt in schwarzer

Rüstung steht über mir mit gespreizten Beinen. Sie hat den Nacken zurückgebogen und sieht auf die Bänke, als erwarte sie einen Befehl. Und das ganze Volk zeigt, die Hand auf und nieder, mit dem Finger nach unten: Er soll sterben, er soll sterben; er darf nicht mehr leben.

Und dann ist die Arena plötzlich verschwunden und ich sehe nur noch viele, viele zum Himmel gerungene Hände . . .

Und ein ungeheurer Vogel fliegt dicht unter den Sternen hin und verdunkelt sie. Seine Flügel reichen von Sonnenaufgang nach Sonnenuntergang. Und um mich hör ich die rauhe Nacht. Langsam, mit schweren, ruhigen Schlägen, ohne Geräusch, zieht oben der Vogel.“

Dann wieder tritt die Wirklichkeit morgendlich hinzu und verjagt den Spuck, und das Gedicht schließt:

„Ich fahre empor.
Der Morgen dämmt,
Der Wind hat sich gelegt,
Es ist totenstill.
Vor mir fließt
Der kleine Fluß.
Vorwärts! Die Kleider ab!
Und im eisigen Wasser
— Wundervoll —
Schwimm' ich und schwimm' ich
Und lasse die ersten Sonnenstrahlen
Glitzern über meinen
Tropfenden Arm.

Auf dem Nachhauseweg,
Im raschen erwärmenden Schritt,

Gehet es mir wie eine Seligkeit
 Durch's Herz:
 Ich bin wie gestählt
 Zu neuem Kampf.
 Auf meiner Schlachtfahne
 Soll in leuchtender Schrift
 Das edelste Wort glänzen:
 Selbstzucht:

— Das Wort, das Vermut säet und Rosen erntet;
 das Wort, daß die ausgestreckten, heißverlangenden Arme
 langsam sinken läßt: es muß sein, willst du dich vor dir
 selbst achten; das Wort, das die Stirn mit Schweiß
 bedeckt und sie trocknet wie ein kühlender Seewind am
 Sulitag; das Wort, das uns nach härtesten Kämpfen in
 einen sturmstummen, warmsonnigen, felderbeglänzten, ein-
 samen Herbstnachmittag stellt. —

Und um das gewaltige Wort
 Stick' ich den Stachelkranz:
 Tod aller Weichlichkeit.
 Ueber mich aber komme die Kraft
 Gottes,
 Den ich suche,
 Seit ich denken kann.“

Mit dem Zyklus „Schmetterlinge“ schließt der ganze
 Band, welcher für mich die bedeutendste deutsche Lyrik un-
 serer Zeit enthält trotz des allgemein großen Aufschwunges,
 den diese poetische Art in unserer Zeit zu nehmen beginnt,
 trotz der vielen Namen jungen und hellen Klanges. Der
 Zyklus „Schmetterlinge“ gehört ebenfalls zu der hier ge-
 kennzeichneten Liliencron'schen Gedankenlyrik in Bildern.

Das ganze Menschentum und Menschenleben, vom Kinde
 bis zum Greise, von der Wiege über die Liebe zum Grabe,
 ist in kleine Augenblicksbilder gefaßt, denen Schmetterlinge
 bunte Färbung geben. Ein tiefer Humor ist zuweilen darin,
 etwas von der romantischen Ironie: So dies:

Casca stieß zuerst;
 Die andern Mörder schickten
 Ihre Dolche
 Wettkampfwütend hinterher.
 Und Cäsar fiel.
 Balgen sich dort Knaben
 Um einen Apfel,
 Fragte ein Totenkopf
 Seinen ihm begegnenden Freund.
 Beide flogen belustigt weiter.

Zum Kapitel der Liliencron'schen Weltanschauung
 gehört das Schlußstück mit seiner verb humoristischen
 Spitze:

Nach Walhalla hatte sich
 Ein prächtiger Kaisermantel verirrt.
 Bald hier bald dort schmückte er
 Das blonde Haar der Heldenbringerinnen.
 Dann sog er behaglich
 Am Methbecher Odhins.
 Als aber die Guten anfangen,
 Sich untereinander zu bogen,
 Riß er entsetzt aus:
 Wie? Was? He? Keilerei auch hier oben?

Wenn ich die „Gedichte“ als das bedeutendste der
 zeitgenössischen Lyrik bezeichnet habe, so soll damit, wie

schon Eingangs gesagt, nicht so geurteilt werden, daß der „Haidegänger“ einen Rückschritt Liliencrons bedeutet. Es fehlt hier nur die große volltönige Harmonie, und die neue Nuance, welche der Dichter hier zeigt, erscheint noch ungewohnt, seltsam. Ich deute auf die Entwicklung, welche seine freie Rhythmik (auch inhaltlich) genommen hat. Sie ist ganz naturalistisch geworden, mit einem derben Anhauch aus gemächlicher Prosa. Und doch, und doch: liest man sich hinein, so beglückt ein eigener, warmer Ton, ein liebenswürdig feiner und freier Plauderton, in dem ungezwungen erzählt wird, wie man zu einem lieben Freund spricht, in den besten, herzlichsten Augenblicken, ihm gegenüber sitzend, bei einer Flasche Wein und gutem Essen, Auge in Auge, da man sich kein Blatt vor den Mund nimmt und sicher ist: der fühlt mit, neidet nichts, vergrößert nichts mit beflissener Scheelsucht, hier darfst du dein Herz ausgeben, hier machst Du aus eigener Freude Vergnügen auch in einem anderen Herzen. Von Metaphysik wird dabei nicht gesprochen, nein, und auch nicht von „hochhehren Gefühlen“, kurz und gut: da redet ein ehrlicher, fröhlicher, freier edler Mann zum andern, dem alles schön dünkt, das von schlichter Herzensherkunft ist:

Was geht den Frauen und Mädchen
Ueber „die Landpartie?“
Nichts.
Selbst dem kleinen Herzenintrabbringer,
Der sonst so zärtlich behandelt wird,
Wird dann der Rücken zugekehrt.
Doch nicht ganz:
Am sanften Abhange,
Am Saume der Hölzung,
Ruh'n wir.

Wohlriechender Wegerich,
Hundszunge und Ehrenpreis,
Zittergras und Salbei
Sind unser Teppich.
Goldamseln umhüpfen uns.
Und alles ist wie ein Traum.

Seltsam: was erst wie groteske Prosa erschien, oder wie ein legeres, unerlaubtes Verhältnis mit der strengen Muse des Verses, — mehr und mehr entzückt es uns als wirkliche, echte, aber verblüffend neuartige Poesie. Nur ein kleiner Zug des Unfertigen ist an ihr, aber es ist klar, daß aus dieser Neuart des blühend entwicklungsfräftigen Dichters eine ganz superbe Sonderart Liliencrons erwachsen wird.

Im Uebrigen finden sich alle die glänzenden Vorzüge dieses Dichters wie in den „Gedichten“ so im „Haidegänger“. Lied und Bild, beides ist in ihm; einzelne der hier aufgenommenen Gedichte gehören zum allerbesten, das Liliencron überhaupt gedichtet. So ein paar Goethisch schöne Sachen, wie die selbsterfundene „Legende“ von dem Hündchen, das zu dem Heiland kriecht im Garten Gethsemane:

Und der Herr hat mild lächelnd den Trost gespürt,
Und er nimmts und drängts an die Brust gerührt,
Und muß es mit seiner Liebe umfassen,
Die Menschen hatten ihn verlassen.

Und „Winternacht“. Das ist die Mannesliebe nach Goethes „Generalbeichte“, nichts für die Mucker und Dunkelgeister, die das Beste und Ehrlichste: gesunde Natur, unerquicklich machen durch Verschleierung, aber ein Labfal für alle kräftigen Gemüter. Dann aber auch die

Zartheit Goethischen Liedertones, die Molodik einer innigen Schlichtheit: „Die Laterne“. Wie da der Dichter durch die Nacht geht, ein jungfrisch Blut am Arm, begleitet von Hans dem tauben Knecht:

Trabt der alte uns voran,
Treu, wie zwei Verirrten,
Folgen wir wie Lämmer dann,
Lämmer ihrem Hirten.

Wo sich durch den Buchenstand
Eng der Weg gewunden,
Hat sich schleunig Hand in Hand,
Mund zu Mund gefunden.

Finsternis und Waldesruh,
Himmel ohne Sterne.
Unverdroffen, immerzu
Wandert die Laterne.

Es ist wie das bewegte Bild eines alten holländischen Meisters, voll flackernder Lichter und voll milder, beglückender Wärme:

Scheidegruß am Meilenstein,
Dicht verhüllte Ferne,
Letzter Blick und letzter Schein,
Fort ist die Laterne.

Aber das Neue, in dessen Schönheit wir keinen Anklang an frühere Gaben der deutschen Dichtung finden, überwiegt. Zumal die Phantasiestücke sind es wieder, die ihn als den großen Neuen bewähren. In diesem neuesten Buche ist gerade dieser Wesenszug besonders voll zum Ausdruck gekommen. Neben den Aldebarangedichten gilt dies hervorragend von dem zauberhaften Phantastück

„Zwei Welten“. Die Verbindung des Realistischen mit dem Phantastischen zu einem Bilde von blendender Tagesglaublichkeit und allegorischer Größe ist da in ungeahnter Fülle gelungen. Nur die Schlußverse mögen es hier beweisen:

Das Bitter schwindet, schwand; und eine Landschaft,
Von zwanzig Monden violett beschienen,
Zeigt sich auf einer fernen, fremden Welt.
Die Monde löschen aus. Und Finsternis.
In matten, ginstergelben Farben kommt
Die Dämmerung. Ein schmaler, langgestreckter,
Von schmalen Felsen eingeengter See
Ruht in der Morgenfrühe ohne Laut.
Durch seine Längenrichtung schwimmt der Krake,
Wie eine Riesenschlange, ab und zu
Den Schuppenrücken krümmend fortbewegend;
Kein Plätschern stört die ungeheure Stille.

Das ist der Traum in seinem schnellen Bildverändern, in seiner ganzen atemlosen Stimmung, der Traum mit dem geschlossenen Auge, das ins Schrankenlose einer unendlich reichen Seele blickt und darin Welten entdeckt.

Der „Haidegänger selber, das größte zusammenhängende Gedicht der gesammten Liliencron'schen Lyrik, weist in sich alle die Gaben auf, die im einzelnen hier hervorgehoben wurden: eine quellfrische, mannhafte Erotik, eine eminente Bildkraft, die gerne Phantastisches mit Realistischem mischt, aber auch gewaltig ist im rein Willkürlich-treuen und im völlig traumhaft Poetischen. Die Hauptsache aber liegt hier in der Naturschilderung einestheils und andernteils in den Herzensgeständnissen, diesen stürmisch herausbrechenden, flammenden „confessions“ eines wahrhaftigen Mannes. Ich müßte das halbe Gedicht ab-

schreiben, wollte ich einen Begriff von dieser Schönheit in der Wahrheit geben, welche erfriecht und erhebt wie ein junger Frühlingstag. Nur die Schlußverse, mit denen das ganze Buch ausklingt, mögen hier stehen. Eine meisterhafte Schlachtschilderung, wie sie so nur Detlev von Liliencron, der ehemalige Offizier, zu schreiben versteht, ist vorangegangen. Der „Haidegänger“ ist als Hauptmann an der Spitze seiner Kompagnie gefallen. Er spricht zur „Haidehanne“, in welcher der Dichterhaidegänger seine Liebe zur verben Natur verkörpert hat:

Nun lehn' ich mich an deine Brust,
 Es verzückt, es verzittert die Erdenluft.
 Versenkt mich hier unters Haidekraut,
 Des Menschengezeters brüllt hier kein Laut.
 Im Herbst fliegt der Lütvogel, wie hör' ich ihn gerne,
 Ueber mein Dunkel im Dämmer der Sterne.
 Nachtverschluckt schlaf' ich, nur du kennst mein Grab,
 Brich dir einen Erikastrauß von ihm ab.
 Dank Mäd'el dir für deine rohfrische Natur,
 Sie roch wie die kraftgährende Ackerflur.
 Das hat mich entzückt zu dir gezogen,
 Das hab' ich entzückt aus dir gezogen.
 Die Sonne sinkt, meine Hünenmale
 Feiern Andacht im letzten Abendstrahle.
 Hanne, hilf mir auf, stütz mich, mein Leben verlohnt,
 Ein Grashäl'mchen, nichts weiter, rupft sich der Tod;
 Du aber bleib immer in deinem Bestand,
 Mein großes, schönes, heißgeliebtes deutsches Vaterland.

Deutschland hat bisher diese stürmische und tiefinnige Liebe eines seiner reichst begabten Söhne nicht mit gleicher Liebe erwidert. Liliencron hätte wohl Grund,

wie einst der große Dichter=Graf Platen, schmerzlich auszurufen: Wie bin ich satt von meinem Vaterlande. Zwar, er ist nicht erfolgsklüf'tern, und gewisse Begleiterscheinungen der Berühmtheit in Deutschland, wie die Aufforderungen zu Turner= und Schützenfestschmaus= oder Goetheportvereinsprologen, würden ihn keineswegs verlocken, zu den „Lieblingen der Nation“ gehören zu wollen, zumal er in nicht eben erlauchte Gesellschaft geriete (Man stelle sich vor: Detlev Liliencron neben Julius Wolff), aber es muß ihn doch entmutigen, wenn er sieht, wie noch immer dieses deutsche Volk mit seiner glorreichen Geistesvergangenheit nicht aus der poetischen Kinderstube herauswill, noch immer ein Spott der übrigen Völker ist in Dingen die Poesie. Sein häufig herausklingender, sehr herber Spott über diese Zustände ist wie der, welcher einst aus dem edlen Geiste Ludwig Börnes kam, ein schmerzgeborener, kein Kind des selbstgefälligen Wizes. Es wäre Zeit, daß Deutschland es seinen ernstesten und innerlichsten Geistern erließe, auf der Bank der Spötter zu sitzen . . .

Dem Umfange nach hat sich Liliencrons Schaffen am stärksten auf dem Gebiete des Novellistischen bethätigt. Trotzdem mußte seine Lyrik vorweggenommen und am ausführlichsten behandelt werden. Einmal darum, weil doch in seinen lyrischen Hervorbringungen eine weitaus größere Schöpfungsfülle steckt. Denn jedes einzelne der zahlreichen Gedichte ist ein Werk, ein Organismus, ein Leben für sich, eine künstlerische That, zu deren Ausführung vielleicht

Sahre innerlichen unbewußten Bildens nötig waren. Es stehen sich also nicht drei Bände Lyrik und vier Bände Novellen gegenüber, sondern eine verhältnißmäßig kleine Anzahl novellistischer Werke einer überwiegend zahlreichen Reihe von lyrischen Schöpfungen. Des ferneren aber ist bestimmend und kennzeichnend auch für die Prosaarbeiten Liliencrons sein lyrischer Zug.

Versteht man freilich unter Lyrik lediglich Gefühlsauserschwelgungen, lediglich das Lied, so träfe das nicht zu. Man muß weiter umfassen, Denn bei Liliencron, wie bei allen Modernen, zeigt sich ein Durchbrechen der alten dichterischen, überhaupt künstlerischen Gebietsgrenzen. So ist in der Malerei der Begriff des Genres so riesig erweitert worden durch Zufuhr neuen Inhalts und neuer Auffassungen, daß das Wort eigentlich längst nicht mehr deckend ist für das, was man aus Bequemlichkeitsgründen damit benamst. War Genre ehemals eine kleine, entweder völlig nichtsagende, oder aber anekdotenhafte geschwähzige Szene, so ist es jetzt ein Begriff von gewaltiger Spannweite geworden, der vom Sozialstück bis zum Chicobilde reicht. So auch die Lyrik. Ehemals nur Lied, höchstens noch kleines Naturbild, jetzt eine Ausdrucksform für Alles. Bei Liliencron speziell ist gerne Erzählerisches, eine kleine Handlung darin, selten ist es reine Gefühlsoffenbarung, fast stets ist Naturschilderung dabei, kurz: Bild und Lied sind bei ihm gewöhnlich in Einem.

Das Gleiche gilt von seinen „Novellen“. (Auch das so ein Ausdruck, mit dem sich kaum mehr ein rechter Begriff vereinbaren läßt in der modernen Produktion.) Nur die Verhältnisse sind verschoben. Das Erzählerische, obzwar immerhin relativ gering, wiegt vor, ihm gleich etwa steht die Naturschilderung, das „rein lyrische“, um geheim-

nissvoll andeutend zu reden, tritt ein wenig zurück. Doch was sag ich! Oft, oft wird die Liebe zur Natur auch hier zum Liebe, das zugleich Bild ist. Fort mit den vielen Worten gequälter Scheidung: Eines glänzt auch hier über Allem wunderbar und gewaltig: Poesie! „Irgend ein Klang, ein tiefes Beruhigtwerden durch die Farbe, die Sprache, ein Hauch . . . ich weiß nicht, was mich festhält“. So spricht Liliencron in einem Stück der „Sommerschlacht“ von seinem Lieblingsdichter Storm. Ja, eben, das Undeutbare, zu dem wir sagen, ich weiß nicht, was in dir ist, das mich so selig bannt, aber es ist eine Gewalt in dir, die mich glücklich macht, — das eben, das ist die Poesie. Ich glaube, daß scharfe, naturwissenschaftlich geübte Köpfe modern exakter Aesthetik, wie der tief bohrende G. Ludwigs, der gewissenhaft forschende W. Bölsche, dahinter kommen werden, was denn eigentlich dieser Reiz ist, und es wäre wohl möglich, daß man uns eines Tages an einem bloßgelegten Gehirne die Stelle zeigt: „Da, meine Herren, liegt das lyrische Vergnügen“, — gut denn und schönen Dank im Voraus. Vor der Hand liegt aber gerade in diesem Undeutbaren, im undefinirlichen ein holder, nebelrosiger Reiz.

Als stark ausgeprägte Nuance kommt in den Prosawerken Liliencrons eins noch hinzu, das, was ich seinen künstlerischen Grandseigneur-Humor nennen möchte. Der Künstler als Grandseigneur ist überhaupt Liliencrons Ideal. Ich mutmaße, daß gerade deshalb eine große Anzahl biederer Handwerksmeister und -Gesellen des Schrifttums ihn nicht mögen. Er ist ihrem Juste-milieu-Demokratismus zu vornehm, er macht sich nicht gemein genug.

Ferner bricht in den Prosagedichten ganz besonders stark der Sohn der Haide hervor, der naturbegeisterte Haidegänger. Wie hat er sie gemalt! „. . . die Haide.

Sie blüht. Was ist da zu sagen. Du Aschenbrödel der Natur, du Menschentrost, du seliger Hort der Einsamkeit, wie lieb ich dich, wie lieb ich dich!" Was hier stammelnder, schier worteloser Ruf der Liebe ist: zuweilen löst es sich prachtvoll hell und weit aus seiner Seele als unvergessliches Bild. Die Haide und überhaupt die holsteinische Landschaft: Wald und Feld und Fluß und See und Hügel und Meer. Unererschöpflich ist er da in kühnen, neuen Bildern, die Anfangs verblüffen durch eine merkwürdig feste Unmittelbarkeit des Ausdruckes, dann aber um so fester haften in ihrer scharfen Charakteristik.

Und neben dieser immer neue Schönheit gebärenden nie sich ausdichtenden Natur: der Kleinram des Menschenvolkes. Es ist erstaunlich, wie auch dessen Schilderung Liliencron gelingt. Der Bauer zumal, der holsteinische Bauer, ist sein Modell und dann die horizontenge Gesellschaft der Kleinstadt, von den „Familien“ bis zu den armen Teufeln, nicht minder auch die Gutsherren, deren verblödeter Käse-Adel nicht eben auf Goldgrund gemalt wird, sodaß um so heller diejenigen abstechen, in denen der Dichter wirkliche Vornehmheit Geistes und Herzens mit klar kenntlicher Freude verkörpert hat. — Bei dieser Gelegenheit kommt immer ein Zug seines Wesens zum Vorschein, der seiner Dichtung häufig bestimmende Schattierung giebt: sein Haß gegen alle Selbstgefälligkeit im Banalen, gegen die prozige Fettlebe hohen und niederen Philistertums.

Mitten in die breite Masse geistlos erbärmlicher Behaglichkeit, oder auf den Humorthron über sie, erdrückt von ihr, flüchtend aus ihr in die keusche reine Einsamkeit der Natur, oder siegend über sie mit souveräner Hochgeistigkeit, setzt er gerne eine besondere, eine vornehme Natur. Gewöhnlich ist es ein Künstler-Mensch. Nicht

einer, der aus der Kunst seinen Beruf machen muß, sondern ein großer, feiner, fähiger Genießer.

Das bedeutendste dieser Art hat er in der „Mergelgrube“ geschaffen. Es sind Tagebuchblätter eines solchen Ausnahmismenschen, der aus seiner Verbannung nach Philistaria erst an die Mergelgrube, einen kleinen, einsamen Tümpel, dann in sie hinein, in den Tod flüchtet. Aus ihr will ich ein par Stellen anführen, denn in ihr, wie vorbildlich, sind eine ganze Anzahl bezeichnender Züge der Liliencron'schen Prosa dichtung.

Zuerst ein Stück Natur in schlicht lebendiger Wahrheit:

„Der schönste Sommermorgen umgab mich. Mit einem Male schien alles emporgeschossen zu sein. Ueber alle Hecken hatte die weiße Blüte des Schlehdorns eine feine Spitzendecke gelegt. Butterblumen, Stiefmütterchen, Steinbrecht drängten sich um die Wette. Das gelbe Jakobskreuzkraut, das sonst viel später kommt, sah ich schon. Der Faulbaum und die Ahlbeere und der Rußstrauch — alles, alles schenkte sich der Sonne. Zu meiner Verwunderung, steht und fällt es doch mit der Osterblume, sah ich vielfach den weißen, sehr fein lilageäderten fünfzipfeligen Kelch des Sauerklees. Ein denkbar zarteres Hellgrün als das Dreiblatt dieser Blume kenne ich nicht.

Bei Hasenkrug auf der Höhe, wo sich beim Ausgang aus dem Buchenbusch der Weg in die Ebene senkt, ließ ich halten. Zu allen Jahreszeiten ist mir der Blick lieb geworden. Ueber die unabsehbare Niederung glitt mein Auge. In der glänzenden Morgensonne blinkte und blickte alles. Scharf traten die Gräben zwischen den Wiesen heraus, wie ein Netz. Die ganze Gegend war durch weidendes Vieh belebt. In der Mitte dieser aus-

gedehnten grünen Marschen liegt Grashof, des Vogtes Haus. Mächtige Eschen, so weit zu sehen ist: die einzigen Bäume, umrauschen es. Der Herdrauch zieht aus dem Häuschen. Von überall her, dumpf und laut, nah und fern, oft ausgestoßen wie in Todesangst, klang das Gebrüll der Stiere und Kühe. Der Kibitz rief dazwischen. Ein kalter Hauch, wie aus Sümpfen und Mooren, den der Wind auf seine Flügel genommen, zog in fast sichtbaren Nebelstreifen an mir vorüber. Dann wieder gleißte alles im Funkelgolde der Sonne“.

Dann ein Stück Natur, überleuchtet und übernebelt von der Phantasie und von den Qualen eines reichen Menschenherzens.

„Einmal, vor Fahren, sprang ich in den Knick neben meiner Mergelgrube. Vor mir breitete sich die Ebene aus bis an den Wall, auf dem heute der schwarze Schattenriß des grabenden Mannes sich abhob. An dem Tage hatte ich die Empfindung, daß hinter diesem Wall, tief unten, der Ozean brandete. Aber allmählich verschwand und es kamen mir andere Erscheinungen: Ich sah die weite Ebene vor mir bevölkert mit Hunderttausenden von Menschen aller Klassen. Ich selbst kam mir wie ein Heilsvorkündiger vor, und innige heiße Liebe, alle die Tausende vor mir zu erlösen, beseelte mich. Ich stieg auf der anderen Seite des Knicks mit ausgebreiteten Armen hinunter und schritt — immer mit ausgebreiteten Armen — langsam, feierlich, segnend, Frieden bringend auf das Gewimmel zu; von meinen Lippen floß die Liebe. Aber mit jedem Fuß vorwärts wurde es dunkler. Ein mächtiges Gewitter rollte über uns; statt des Durcheinanders des ruhigen Hin und Her zuckten unter ihm silberne Schwerter. Und in der Finsternis, die wuchs, leuchteten oben nur die goldenen Blitze und unten die silbernen Schwerter. Und

ich hörte ein Geheul von den Massen zu mir her, und aus dem Wirrwar klang es gellend: fort, fort mit ihm. Da wurde es rabendunkel, und keine goldenen Blitze und kein Gewoge silberner Schwerter sah ich mehr . . . im Hintergrunde stieg die Sonne allmählich auf und heller wurde es und immer heller. Ich ging auf sie zu, eine Blutsee durchwatend, über Leichen und schrecklich verwundete, die sich wie Schlangen wanden. Mein Antlitz war nur gerade aus zur Sonne, zur Sonne . . . Ich glaube ich bin eine Stunde wahnsinnig gewesen. Ich war in der That mit ausgebreiteten Armen eine kleine Strecke vorwärts gegangen, bis ich aus der Nebenkoppel die Stimme des pflügenden Klaus Nissen (— in kleinen Orten kennt sich alles —) hörte zu seinen Gäulen; „Du schaft di wat schamen, Hannes, vor Diese (— so hieß das andere Pferd —) schaft du di wat schamen, du Fuulpelz““.

Dann die Phantasie in ihrer Selbstherrlichkeit, von Stern zu Stern ihre Flügel schlagend, die kosmische Phantasie, die grenzenlose, die aber doch Bilder anschaulichster Glaublichkeit zaubert:

„Der Vollmond steigt eben über Stellan auf: groß, pratschig, gelangweilt. Ich will heute Abend mein Lehmloch besuchen. Es war in einer Nacht, auch im Mai, vor langen Jahren, als ich auf dem großen Stein nicht den Fuchs sah; meine Sinne verwirrten sich damals; erst der frühe Tau brachte mir wieder das Bewußtsein. Der Mond beschien die Mergelgrube und den gelben Huf lattich, der dort in großer Menge wächst. Es gab eine rätselhafte Landschaft: der gelbe Mond auf dem gelben Huf lattich; Ist das ein Fleckchen, wie es auf dem Uranus vielleicht sich zeigt? Und ich hatte mir kaum die Frage gethan, als es um mich rauschte, wie wenn ein

Flug Tauben nah über meinem Kopfe eine Schwenkung gemacht habe und — o Grausen — auf dem Riesenstein lag ein Ungeheuer, ein Drachen, ein Tier, ein Etwas, das ich nie auf unserem Planeten gesehen. Ich trat entsetzt zurück, aber im Rückwärtstreten behielt ich es im Auge, es leckte sich wie ein Hund, wie eine Katze die ausgestreckt liegende rechte Pfote. Eine blaue Phosphorscheibe umrahmte den Kopf des Untiers . . . Dann rührte es sich nicht mehr; seine großen, fahlen, leeren Augen glockten mich an, wie in Hamburg auf jenem Bilde die Augen des Nashorns. Und wie der Satan vor dem Kreuz, das ihm entgegen getragen wird, ging ich zurück, den linken Ärmel vor den Augen, unter ihm hinschielend nach der Erscheinung. Da hörte ich, aus unermesslicher Weite, Robert Schumanns „Aufschwung“. Es klang ganz leise, aber nun hier, nun dort, langsam schwellend; und es war kein Durcheinander, immer trat scharf die unvergleichlich wundervolle, herzentastende Melodie hervor. Ich spielte das Stückchen oft, und dann mit jener stürmischen Leidenschaft, wie es gespielt werden muß. Noch heute Morgen, ehe ich in den Wagen stieg, ließ ich es über die Tasten jagen.

Und lauter und lauter klang es, und brausender und brausender von allen Seiten. Und ich ließ den Arm fallen von der Stirn und hob den Kopf und mit festen Schritten trat ich auf den Stein zu. Je näher ich kam, je mehr verwandelte sich das seltsame grause Tier in eine hohe Lichtgestalt und endlich, als ich ganz in der Nähe, erblickte ich einen Engel, genau in der Vorstellung, wie wir sie als Kinder haben. Die weiße, ebenmäßig gebaute Gestalt stand im blauen Schein. Und es war dieselbe dämmerige Färbung der Landschaft: der gelbe Mond auf

dem gelben Hufblatt und alles das übergossen von dem blauen Schein.

Noch immer jubelte die Musik. Und mein Herz war mutig. Und ich redete den Engel an. Unser Gespräch ähnelte einem Verhör zwischen dem Beamten und dem auf das Dienstzimmer Hinbestellten. In demselben, trocknen lebensstoten Ton.

„Wer bist du?“

Ein Geschöpf der Welt.

„Wo ist dein Wohnsitz?“

Auf dem Uranus.

„Weshalb stehst du hier?“

Du riefest mich.

„Sehen auf dem Uranus die Geschöpfe so aus wie du?“

Nein. Ich gab mir die Gestalt, die deiner Vorstellungskraft möglich ist. Würdest du hier ein Geschöpf des Uranus erblicken, schlugest dich auf der Stelle der Wahnsinn.

„Alles ist anders wie bei uns?“

Ja und nein.

„Was soll die Antwort? Du sprichst ja wie ein deutscher Professor.“

Auf dem Uranus, wie auf allen Sonnen und Planeten sind die Grundstoffe dieselben. Den Stein, auf dem ich stehe, findest du auch auf dem Uranus.

„Giebt es bei euch auch Drahtzieher, Kesselflicker, Dichter, Bäcker und andere Handwerker wie bei uns in Deutschland?“

Die Dichter sind bei uns Künstler.“

„Und dürfen sie schreiben, wie sie wollen? Und sind, wie in Deutschland, nicht gezwungen, nur für die Kinderstube ihre Säckelchen herzurichten?“

Sie dürfen sich ausleben bei uns.

„Habt ihr Frieden, den ewigen Frieden bei euch?“
(„Aufschwung“ schien ersterben zu wollen).

Es ist dieselbe ewige, große Schlacht wie bei euch,
wie in der ganzen Welt.

„Betet ihr zu Gott?“

Wir beten zur Sonne, zu unserer Mutter, die auch
deine Erde geboren hat. Wir Planeten sind Geschwister.

„Wer ist unser Erzeuger?“

Eine andere Sonne. Die beiden Sonnen trafen sich.
Der Vater zerschellte. Die Kinder sind wir.

„Also Kampf und Blut auch bei euch?“

Ich sagte es dir schon.

„Hat euer Blut rote Farbe?“

Du könntest es nicht begreifen, wenn ich dir darauf
Antwort geben würde. Du würdest sofort wahnsinnig.
Ich spreche mit dir, als wäre ich ein Erdenbruder von dir.

„Löse mir das Rätsel der Welt.“

Es ist kein Rätsel. Alles war, alles ist, alles wird
ewig sein im immerwährenden Wechsel, im Aufgang und
Niedergang, im Geborenwerden, im Wachsen, Abnehmen,
Sterben.

„Die letzte Frage (— und ich sah dem Engel klar
in das schöne, regelmäßige, etwas hochmütige Gesicht —):
wird unser Geist befreit, wenn die Schatten des Todes
uns umrauschen; wenn wir der irdischen Dualen und
Greuel entbunden werden, schweben wir dann nach seligen
Inseln?“ („Aufschwung“ war gänzlich erstorben; lautlos
ging die Welt).

Statt der Antwort verwandelte sich langsam — es
knisterte — der Engel in die Gestalt der Sphinx mit der
allbekanntesten, elefantenohrlappigen, dumpf-dummbrummi-
gen, schläfrigen, unempfindlich-unempänglich gleichgültigen,

kindisch schweigenden Frage. Und eine ungeheure Stille
umgab mich. Ich schlug zu Boden und verlor das Be-
wußtsein. Wie ein letztes Geräusch klang mir das ferne
Geräusch des Nachtschnellzuges . . .“

Neben den Szenen, Skizzen, Erzählungen aus dem
bürgerlichen Leben der Gegenwart stehen merkwürdige
historische Stücke, ich möchte sie Balladen in Prosa
nennen, und Schlachtenbilder, Liliencrons berühmte „Spe-
zialität“, um einen beliebten Ausdruck litterarischer Hand-
werklichkeit zu gebrauchen.

Historische Erzählungen! Man hat alle Ursache,
schwach zu werden, wenn man den Namen vernimmt. Auf
keinem Gebiete dichterischen Schaffens bläht sich selbst-
gefälliger, poesieloser Dilettantismus so ungenirt, wie auf
diesem. Romanschreibende Gelehrte haben diese Gattung
bei allen Feinsühlenden so in Mißkredit gebracht,
daß man in überstürzter Reaktion so weit ging, die
ganze Gattung für, ja, wie soll ich sagen, für unerlaubt,
für unwürdig der realistischen Moderne zu erklären. Es
ist komisch. Weil Professoren schlechte historische Romane
schreiben, da sie keine Dichter sind, soll der historische
Roman, die Erzählung aus der Vergangenheit, auch denen
untersagt sein, die dichterische Kraft genug besitzen, die
Vergangenheit künstlerisch neu zu beleben.

Die schöpferischen Thaten haben jene doktrinaire Ver-
ordnung kühn über den Haufen geworfen mit einer ganzen
Anzahl eminenten Historiendichtungen. Ich erinnere nur
an Bleibtreu und Wilhelm Walloth und Julius Brand.
Diese drei haben den historischen Roman und das histo-
rische Drama zu Ehren gebracht, Liliencron hat das histo-
rische Genre geschaffen.

Es sind keine weitausgesponnenen, vielfadigen und
vielfnotigen Geschichten umfassenden Bildkreises, sondern

mehr episodenhafte Szenen oder große, glatt einfachig von der Spule des Erzählers ablaufende Handlungen.

Eines dabei ist besonders auffällig: Der Erzähler geht fast immer von der Gegenwart aus. In verschiedener Form. „Die Könige von Norderoog und Süderoog“, eine Ehebruchsgeschichte aus dem 18. Jahrhundert, werden unter dreifacher Fiktion erzählt. Erst hebt der Dichter selber an, dann giebt er das Wort einem Geschichtssport treibenden Standesgenossen, dann läßt dieser einen Gewährsmann jener Zeit, einen Geheimen Konferenzrat und Gouverneur von Helgoland und den Halligen erzählen. „Die Schlacht bei Stellau 1201“ beginnt mit folgenden Worten: „Ich saß in einem Nachbardorfe an einem köstlichen Abend auf dem Balkon des Wirtshauses „Zum grünen Elephanten“ oder hieß es „Zum lustigen Heinrich“, oder „Die Tonhalle“. Wie? 1201? Die Tonhalle? Die Schlacht bei Stellau? Und es geht weiter. „Eine Weiberstimme: »Jung, wo heft du de Hart?« Eine Knabenstimme: »De hett Hinerk tolek hatt.« Eine zweite Knabenstimme: »Dat is jo nich wohr.« Die erste Knabenstimme (rasch): »Dat's doch wohr« . . . u. s. w. Und da mitten heraus erhebt sich wie in einer Vision die Erzählung der Schlacht.

Ähnlich ist es mit der folgenden, dem „Sühneversuch“. Eines seiner schönsten historischen Stücke, eine richtige Ballade in Prosa, „Josua Dualen“, knüpft an ein Bild an, das der fingierte Erzähler in einem Hause eines kleinen Städtchens findet. Vorausgegangen ist eine überaus scharfe Charakteristik des Kleinstädtertums und eine Schilderung des alten Hauses nebst seiner Hüterin, „der 75jährigen Witwe Sophie Klöhnmeier, von Alt und Fiken Tralala genannt“. Und nun folgt, auf diese Stimmung fast einschlafender Friedlichkeit, eine Reihe von

furchtbaren Bildern vergangener Greuel. In einer ganz eigentümlichen Sprache ist das erzählt, psalmodisch anmutend, wie wenn es aus einer alten Chronik in poetische Prosa übertragen wäre. Ueber allem sieht man das Auge des Dichters, des Künstlers. Im folgenden ein Auszug daraus:

Josua Dualen.

König Friedrich steht am Fenster im Schlosse Rosenborg und stützt sich auf Schön Judith. Er hat das Weiden irgendwo in seinen Landen gepflückt.

Sprich, Judith: Leben oder Tod?

Schön Judith sieht auf die blühenden Kirschbäume, auf das erste Buchengrün; die Luft dringt herein, die warme, lebenbringende Frühlingsluft.

Leben, sagt sie leise.

König Friedrich winkt den Pagen Tönnies Ranzau heran:

Ritter Josua Dualen.

Vor König Friedrich und Schön Judith steht Josua von Dualen.

„König Christjern soll leben.

Leben in ewiger Gefangenschaft.

Du bist sein Hüter.

Heut noch mit ihm zu Schiff nach Sonderburg; und, Josua, König Christjern soll lange leben.“

Und es verneigte sich tief

Josua von Dualen.

Zehn Jahre vordem.

An der Lebensaue, zwischen Schleswig und Holstein ist König Christjern vom Pferde gestiegen und spricht mit Magnus Giöe und Lufe Jepsen, seinem Kanzler und seinem

Marſchall. Hinter ihm ſtehen Ritter und Knappen, in Panzer und Schienen. Vor ihm, unbewaffnet, in höflicher Tracht,

zwanzig und ſieben ſchleſwigholſteinische Edelleute.

Hat König Chriſtjern nicht zugeſagt zu kommen ohne Panzer und Schienen und Schwert?

Herzog Friedrich aber war in Plön geblieben; er hatte den Schnupfen.

Und König Chriſtjern hebt die Hand, und droht, mit ausgeſtrecktem Finger auf die ſchleſwigholſteinischen Ritter zeigend:

„Ihr habt keine Rechte, ich ſtell euch gleich den Bauern.“

Und der König ſpeit aus.

Blaß wie Schäferwölfchen am Sommerhimmel werden die Ritter. Bewegung. Sie treten, heftig und ſchnell, eng zuſammen.

Und Detlev Thienen drängt den Kopf vor, ballt gegen den König die Faust und ruft:

Du biſt ein Oldenburg und ich bin ein Thienen.

Und Joſua Qualen ruft:

Du biſt ein Oldenburg und ich bin ein Qualen.

Schweigen des Todes, drei Herzschläge lang.

König Chriſtjern würgt nach Worten, und würgt und würgt, und will ſchreien.

Ein Sprung, wie der Tiger aus den Dſchungeln und Detlev Thienen liegt tot zu des Königs Füßen.

Magnus Gide giebt Joſua Qualen einen Schlag auf die Stirn mit dem Eiſenhandschuh: Joſua taumelt, taumelt und ſinkt. Und wie eine Beſtie krallt ſich der König in ſeinen Hals, zieht den Dolch und ſchneidet dem Ritter die Zunge aus.

Und eine Greuelſzene.

König Chriſtjern trocknet ſein Schwert in der Mähne ſeines Pferdes und reitet dann nach Gottorp. Neben ihm reitet Düveke. Eigentlich heißt ſie Columbula: Columbula aber: Mein ſüßes Täubchen.

Und neben ihm reitet Düveke. Sie iſt noch immer ſo ſchön wie Keine im Reiche. In ihrem Stahlblech-Handschuh, der ſo fein gearbeitet iſt, als hätte ſie Seide an den Fingern, ſpiegelt ſie ſich. Sie küßt ihre Hand, ſich ſelbſt. Sie liebt nur ſich, und hat kein Herz; nicht ein klein wenig Herz. Nur Hochmut. Und ritte der prächtigſte Junge neben ihr, wär' er nicht König, er dürfte ſie nicht begleiten.

König Chriſtjern, mit dem viereckigen Bauerngeſicht, mit den fürchterlichen Augen, in denen ſchwerer Wahnsinn lauert, lacht; ſelbſt wenn er lacht und ſcherzt gleicht er dem Wolfe. Zwischen Auge und Ohr, über dem linken Schlaf, hängt ein dicker, zwei Zoll langer Zopf.

König Chriſtjern der Bauer reitet neben dem Bauernmädchen, der Königin; der Königin mit dem kälteſten Herzen und den blauen unſchuldigen Kinderaugen. Ihr weißer Seelandhengſt tanzt im Sonnenschein und ſchäumt ins Gebiß. Und wie ſie mit vollendeter Anmut ſich ſeinen Bewegungen hingiebt, ohne einen Punkt der Kraft, mit der ſie ihn führt, zu zeigen, da bliken hinter ihr die hellblauen Augen der Dänen; ſie müſſen an die kleine, magere Königin Iſabella denken, Chriſtjerns Gemahlin, der Schweſter Kaiſer Karl des Fünften. Ach, die arme Iſabella hat eine ſo häßliche Unterlippe, ſo häßlich, wie ſie ihr Ahn hatte, Kaiſer Rudolf von Habsburg, der nützlichſte Rechenmeiſter, der je auf Erden gelebt. Aber Iſabella hat ein gutes Herz und iſt treu und keuſch wie eine deutſche Frau.

Hinter den Dänen raucht es von Blut; und weiter hinter ihnen über die stille sanfte Ostsee hinweg, raucht es von Blut; von sehr vielem Blut. Da liegt Schweden, und in Schweden liegt Stockholm.

In Gottorp essen sie zu Abend. Düveke knappert verzuckerte Pflaumen bis sie zu Bett geht. Alles trinkt Burgunder und Alles ist lustig.

Im Hellbunkel des blassen Mondes, von dem eben eine schwarze Wolke die Hand weg zog, liegt im roten Grafe Josua von Dualen, und richtet sich halb auf, wie ein getretener Wurm, stützt sich auf die Hände, und fällt wieder zurück, und will schreien nach Wasser. —

und kann es nicht,

und will schreien nach Rache, und aber nach Rache und aber nach Rache —

und kann es nicht.

Herzog Friedrich aber hat den Schnupfen verloren und läßt im Lande die Drommeten rufen, und mit ihm ziehen auf dem großen Rachezuge die Geschlechter Schleswig-Holsteins.

Der Herzog reitet an der Spitze, und neben ihm Josua von Dualen.

In die Mähnen und Schweife der starken plumpen Gäule ist rotes Band geflochten. Rot sind die Federn am Helm, und purpurn die Decken. Blut hat rote Farbe. Und alles Volk strömt zusammen in Schleswig, Holstein, Fütland, in Fünen, in Seeland, und zieht mit, und Herzog Friedrich ist König.

König Friedrich der Erste.

Heil König Friedrich dem Ersten.

Christjern flieht und mit ihm die treue stille Sfabella. Düveke ist gestorben.

Es war ein heißer, gewitterschwüler Julitag. Sie stand vor ihrem großen Spiegel bei offenem Fenster und schlang das lange blonde Haar zum Knoten unterm Kinn, nahm den Hinterkopf in die Hand, bog ihn zurück und lachte sich an: wie hold sie war. Torben Dye aber, der Statthalter von Norwegen, sah sie im Garten vom Rosenbusch aus. Torben Dye liebte sie, liebte sie mit schlagenden Adern, und das Paradies der Seligen hätte er gegeben für einen tappenden tastenden Gang zu ihr um Mitternacht. Aber Torben Dye war kein König, war nur Statthalter, ein junger schöner Statthalter. Auf einem Hoffeste in Kopenhagen hatte er sie zum ersten Male gesehen und sich wie toll in sie verliebt. Düveke hatte ihm anfangs mit den Augen gelächelt, dann aber, als er kühner wurde, ging sie — und so machte sie es mit jedem, der sich in sie vernarrt hatte, und Narren wurden alle Männer, die sie sahen — aus dem Lachen in Spott über: Es ist Zeit Herr Statthalter, daß Ihr in Eure Provinz zurückkehrt. Fahrt dann hoch nach Norden und jagt auf Eisbären und Seehunde. Das wird Euch das Blut kühlen.

Düveke hatte ja kein Herz, nicht ein klein wenig Herz. —

Torben Dye war nun zum zweiten Male in Kopenhagen:

Ein Pfeil flog durchs Fenster und grub sich mit seinem Zahn gerade in ihr Herz, aus Liebe, aus Liebe.

Christjern schweift von Land zu Land. Nach England. Wetter Heinrich der Achte aber ist zu sehr mit Liebesgedanken beschäftigt, und dann: soll er lutherisch werden oder papistisch bleiben? Was ist klüger? Das

heißt, was bringt mehr Geld ein? Entschluß: lutherisch: nun werden alle die fetten Klöster und Pfründen aufgehoben und Heinrich wird Geld haben, Geld, Geld, Geld.

Er läßt den Better grüßen, und empfiehlt ihm die kürzeste Reise nach Holland.

In Holland. In Brandenburg. In Sachsen. In Oesterreich zum guten Schwager Cornelius Quintus. Der gute Schwager hat kein Geld, er hat nie Geld, und Herr Fugger in Augsburg will kein zweites Sandelholz- und Schuldschein-Feuer im Kamin anzünden; Herr Fugger ist vorsichtig geworden.

Und weiter. Wieder in Sachsen. In Brandenburg. In Mecklenburg. In Danzig. In Schweden. Und von dort nach — Kopenhagen.

König Friedrich aber ist klug, und kennt keine Gnade.

Tod oder Leben?

Und Schön Judith spricht so süß:
Leben.

Christjern sitzt auf dem Schiffe; wie alt ist er geworden; noch hängt ihm der dicke Zopf über dem linken Schlaf. Er starrt ins Wasser; vor ihm, daß er nicht mit rettendem Sprunge hineinspringt, steht, dicht vor ihm steht

Josua von Qualen.

Der König weint; dicht vor ihm steht stumm

Josua von Qualen.

Ein Landstreifen; näher, die Insel Alsen.

Ein Turm, näher, der Turm der Sonderburg.

Und König Christjern wohnt im Turm der Sonderburg.

Kein fürstlich Gemach. Ein vermauert Rondel; klein sehr klein. Schräg, unter dem Dache, fällt spärliches Licht. Ein Loch, auf und zu, für die Speisen. Eine Fallthür oben. Auf: es steht in der Oeffnung, auf den König niederschauend, stumm

Josua von Qualen.

Und womit belustigt sich denn König Christjern?

Er umgeht seinen steinernen Tisch, immer fort, immer fort. Mit dem Daumen höhlt er mählich eine Rinne in den Stein.

Und oben steht

Josua von Qualen.

Und womit belustigt sich denn sonst der König?

Er kritzelt mit dem Nagel in die Mauer Galgen und Rad, Galgen und Rad.

Und oben steht

Josua von Qualen.

Und zuweilen brüllt der König, brüllt, daß die Spießspitzen der Turmwachen zittern und die Fische im Alsenfund vor Schrecken auf den Grund schießen; dann springt er, mit glühenden Augen, an den Wänden hinauf, und will sich festklammern und klettern, und fällt wieder zurück.

Und oben steht

Josua von Qualen.

Und siebzehn Jahre im Turm von Sonderburg.

Der letzte Tag.

Der König liegt auf den Wolksfellen, sterbend

Und oben steht

Josua von Qualen.

König Christjern stirbt, und im Sterben reißt er die Zunge aus, die lange, rote, schöne, kostbare Königszunge gegen

Josua von Qualen.

Tot.

Und tot auch stürzt auf den steinernen Tisch
Josua von Dualen.“

Gleich darauf wieder der Frieden, die Gegenwart. Ein Garten erst. Regenstimmung. Leise Winde. Die Töne von ferne hinein in die Ruhe, und ein Traum dann, weich, zart beginnend, bis grotesk der alte Josua von Dualen hineinbrüllt, und die Wachstimmung beginnt wieder.

Aus der Natur in die kleine Stadt. Wie auf einem alten holländer Genre steht sie vor uns, bis ins kleinste treu gegeben. Aber in den exaktesten Realismus seiner Schilderung gießt der Dichter die Fülle seines warmen Menschenherzens, und wir schenken dem gütigen Menschen unsern Dank voller Verehrung zu der Bewunderung, die wir dem Künstler zollten. Mögen die konsequenten Realisten dem Dichter immerhin böse sein wegen des „Kunstfehlers“, daß er aus der Objektivität des exakten Erzählers herausgetreten ist und in die Handlung hineinspricht, wir empfinden es nicht als Fehler, sondern als herzliche Erquickung, wenn die Stelle, welche von einer armen, sich abmühenden Frau handelt, mit den in der That sehr „unrealistischen“ Worten schließt:

„In der Abendröte über ihr seh' ich einen Engel stehn, der die Arme ausbreitet: Weib, ist deine Zeit erfüllt, trag ich dich zu Gott, und, dich segnend, legt der Herr liebevoll die Hand an deine Stirn; du bist treu erfunden.“

Ich führe diese Stelle an sowohl für die Realisten um jeden Preis, deren äußerste Konsequenz schließlich die Vernichtung des Persönlichen sein muß und gegen welche mit Recht Hermann Bahr „zur Ueberwindung des

Naturalismus“ aufruft, als für die gedankenlosen Fürchte= seelen, die schon vor dem Namen „Realist“ Reißaus nehmen, vermeinend, daß sich hinter ihm nichts als eine Lämpellandschaft mit Schweinestaffage verbergen könne.

Ja, wenn die guten Deutschen doch die produktiven Realisten, die realistischen Dichter, lesen möchten und nicht lediglich die Predigttalente, die für und wider einen — ismus schreiben. Mit Erstaunen würden sie sehen, daß die Poesie, über deren Verschwinden sie so herzbrechend zu wehleidern wissen, sich gerade in den Werken dieser schöpferischen, ewig als Schmutziane verleumdeten Realisten eine Heimstätte gewonnen hat.

Die Durcheinandermischung von Gegenwarts- und Vergangenheitspoesie, wie sie sich in den bisher genannten Stücken voll sonderbaren Reizes zeigt, hat Liliencron später aufgegeben. Nur eine im Feuilleton der „Hamburger Nachrichten“ erschienene „historische Plauderei“, eines der Liliencron'schen Capriccios, in denen er so fein und fesselnd zu reden weiß von allerlei aus Herz und Welt, ist mir noch bekannt, darin in dieser Art Gegenwart und Vergangenheit verwoben werden. Das ist nur ein Schnitzel von Liliencron's Werkstücke, aber so äußerst bezeichnend für ihn und unendlich viel wertvoller, als jenes Durchschnittsgemisch, welches selbst große deutsche Zeitungen ihren Lesern als Feuilleton zu bieten wagen. Es schildert eine Fahrt von Hamburg nach Kiel. Bald rechts, bald links herausschauend aus dem Eisenbahnwagen, sieht der Dichter in schnellem, sausen= dem Wechsel Bilder der Vergangenheit und Augenblicksbilder der Gegenwart. „Bei Pinneberg seh' ich über die Haide zu einen Reiter jagen im sogenannten verwilderten Kostüm, in der malerischsten Tracht alter Zeiten, von 1640. Es ist der Hof- und Jagdjunker Sr. Fürstlichen Gnaden, des eben verstorbenen letzten Schauenburgers in den

holsteinischen Landen, des Pinnebergers.“ Eine kurze Schilderung und dann: „Auf dem Haltepunkte Tornesch sah ich den Trambahnwagen nach Uetersen abgehen. In diesen ist oft ein feiner, langgewachsener Herr, meist unerkannt, eingestiegen, um seine Schwester in Uetersen zu besuchen: Helmuth Moltke.“ Und nun weiter, weiter durch vieles Geschehen längst versunkener Tage: Das Auge eines Poeten läßt es in neuem Leben, augenblicksflüchtig, leuchten, Bild jagend auf Bild in buntem Wechsel: Schwertwütendes Mittelalter und schlichteste friedliche Gegenwart, Kampf der Könige und Kaiser und eine kleine Liebeszene an einer blühenden Maienhecke. In einem Absatz brüllt König Waldemar seinen Gegner Alf von Schauenburg an: „Für Tausend Frösche! Du Hurensohn! Setz hab' ich Dich!“ Und nahe daneben flüstert ein Bauernburche von heute seiner blonden Liebsten ins Ohr: „Min Fite, min Fite, wat büst Du doch för'n lütt söte Deern“.

Sonst also, in den späteren Stücken historischen Hintergrundes, fällt die moderne Staffage weg. Zwei vorzügliche Charakterstücke sind darunter: „Greggert Meinstorff“ und „Geert der Große von Holstein“. Dichterisch am bedeutendsten erscheinen mir in ihrer eminenten Kraft des Kolorits: „Zwei Runensteine“ und die „Die Ditmarschen“. Historische Kleinbilder brillantester Schärfe sind: „Friedrich im der Schlacht bei Zorndorf“ und „Uns leve Fru up dem Berde.“

Von Liliencrons Schlachtenbildern gilt in gewissen Betracht dasselbe, was von den historischen Dichtungen gesagt wurde. Auch sie sind nicht weitzünftig. Der einzige, der sich als Schlachtendichter neben Liliencron sehen lassen kann, Karl Bleibtreu, bildet in dieser Hinsicht einen Gegensatz zu ihm. Bleibtreu bewältigt wahrhaft genial zumeist die großen Massen. Aus seinen Schlacht-

stücken leuchten die großen strategischen Ideen heraus und das große Würfelspiel der Schicksalsgewalten, die Schlachtbegebnisse, wie sie sich vom Feldherrnhügel aus ansehen, — Liliencron giebt Szenen mitten aus dem kochenden Hin und Her des Gefechtes. Wo Bleibtreu eine ganze Schlacht schildert, giebt er nur Schlachtepisoden. Diese aber mit einer unglaublichen Anschaulichkeit. Sein poetischer Realismus erreicht hier die Höhe der Möglichkeit. Es ist ein Hineinbannen des Lesers mitten in das furchtbare Gewoge. Die nächsten Personen treten dabei, in ein paar Strichen geschildert, lebensplastisch heraus, handelnde Charaktere tauchen auf mitten in dem stürmischen Vorwärtsgang atemloser Erzählung, das äußere Geschehen ist unerhört bildkräftig gegeben, die Welt des Gefühls in ihrer brausenden, tausendfach belebten Bewegung, atmet als reiche Seele darin. Die schreckliche Wahrheitspoesie des modernen Krieges ist niemals in schönerer Furchtbarkeit gemalt worden, die kriegerischen Tugenden der Mannhaftigkeit, des stürmischen Vorwärts, des ehernen Beharrens in Pflicht und Treue, fanden noch nirgends so leuchtende Farbe dichterischen Preises. Besonders anziehend ist der schon erwähnte Reichtum der in die Begebnisse verflochtenen Charaktere. Durch sie kommt auch die köstliche Beigabe des Humors hinzu. So ist ganz prächtig in der „Sommerschlacht“ die Figur des Sergeanten Cziczan, der noch im Feldzuge eifrigst den „kleinen Waldersee“ studirt und nächtllicherweile fluchend die Gewehrpyramiden ausrüstet, selbst in der Schlacht es unter seiner Würde hält, Kragen oder Knopf zu öffnen. Ich führe ein paar Absätze aus der „Sommerschlacht“ an, die bezeichnend sind für die ganze Art von Liliencrons Schlachtenschilderung überhaupt. Der Dichter schildert seine erste Schlacht, die er als Leutnant in Böhmen mitfocht:

„Und wieder weiter. Die Gewehrläufe sind zum Zerspringen heiß. Der Tambour schlägt unausgesetzt plum—bum, plum—bum, plum—bum, immer nach dem zusammenfallenden ersten Schlag der nachfolgende einzelne. Ich geh mit dem Hauptmann vor der Kompagnie. Plötzlich sehen wir im Feld einen Ziehbrunnen. Hin! Hin! Er ist umkränzt von Toten und Verwundeten; längst ist der Eimer verschwunden. Alles umzingelt ihn im Augenblick. Da schlägt (du Biebst) eine Granate mitten in meine Leute. Sie reißt die halbe Einfassung mit und einige krollern mit den Steinen in die Tiefe. Elf, zwölf Füsilier hat sie erschlagen, die Eingeweide herausgehaspelt, Arme, Beine, Köpfe, große Fleischstücke hat sie in sich geharkt.

Der Hauptmann läßt Avancieren blasen, und ruft: Nicht umsehn, nicht umsehn! Der Tambour schlägt wieder Plum=bum. Plum=bum, Plum=bum.

Vorwärts! Vorwärts!

Was ist das? Der Hauptmann steht. Den Säbel hält er steilhoch. „Formiert das Karree! Marsch! Marsch! Und wir sind schon im Knäuel um ihn herum.

Zwei feindliche Kürassierregimenter hatten uns wahrscheinlich schon lange vom Versteck aus beschießt.

Schon setzten sie mit schmetternden Fanfaren an — da kommen die rettenden Engel.

Der erste rettende Engel (— der auch als tüchtiger Reitergeneral geschickt hatte; mag es vielleicht der Künste schwerste sein, große Reitermassen im Gefecht richtig zu führen —) war ein kleiner dicker preußischer General, der wie ein Gummiball heranprescht; sein Säbel, den er wie eine Schleuder über sich schwingt, blüht; sein gutgefärbtes rotes Wrangelbärtchen leuchtet wie zwei spitze Flämmchen. Ihm hinterher — die beiden nächsten Engel — in weiter Entfernung von einander in derselben Linie: ein Dragoner=

und ein Manenoberst. Beide, mit breiter Auslage nach vorn, liegen auf den Hälsen ihrer Säule. Und nun viele Hundert Engel: Eine Kavalleriebrigade, zusammengekeilt, wie der Donnerwind. Katatata.

Der kleine dicke preußische General haut sich schon mit dem feindlichen herum. Dann gabs einen Krach (— zwei Lokomotiven in voller Fahrt brechen nicht so ineinander —), und dann wars, als wenn sich tausend Ringel einer ungeheuren Schlange im Kreise drehn. Bald aber verhüllte der Staub alles . . .

He . . . he . . . ja, was denn . . . was ist das . . . Mein Gott, ja . . . Ein einzelner feindlicher Kürassier rast auf uns ein. Sein Geschrei ist Gebrüll . . . Es ist der Antichrist . . . fünfzig, dreißig, zehn Schritt . . . bei uns . . . Kein Gewehr von uns hebt sich. Wir sind im Bann . . . Jetzt . . . jetzt . . . Die Mästern seines Rappen sprühen Feuer . . . Jetzt . . . und er haut mit einem Hieb, als holt er aus den Sternen aus zur Erde . . . Er hat einen Füsilier in der Mitte des ersten Gliedes getroffen; er hat ihm dem Helm, den Kopf, den Hals bis auf den Wirbel gespalten . . . Nimmerst erwachen wir . . . Cziczan ist der erste . . . Zwanzig, dreißig Läufe heben sich, und Roß und Reiter stürzen wie ein schlecht geratener Pudding in sich zusammen . . .

Einige sprangen auf und schnalltem dem tapferen Reiter den Ballasch los. An der Innenseite des Koppel steht: Kürassier Teufel, 1. Eskadron, Regiment Graf S.*)

Die feindlichen Kürassiere sind geschlagen. Es hinkt und humpelt von der Reiterwahlstatt zu uns her. Wir gehen ihnen entgegen, unterstützen sie, nehmen sie auf.

*) Die kühne That wurde nach dem Kriege dem österreichischem Regiment mitgeteilt. Ein freundliches Schreiben kam zurück.

Ah, sieh da, auch mein Freund Karl, der schmucke Ulanenoffizier . . .

In der Garnison wird er von uns Kameraden Leutnant Schneiderschreck genannt, weil er es fertig gebracht haben soll, einen nicht gut sitzenden Rock achtzehnmal nach Berlin zurückzusenden, bis er saß. Er hat einundzwanzig Bürsten, Bürstchen und Bürstelchen, und liebt es sehr, sie an seinem Lockenkopf in Bewegung zu setzen.

Da kommt er nun her, etwas kläglich. Uhlanka und Hosen sind durchaus in Fetzen; die Czapka ist gleich zum Teufel gegangen. Er hat (— ein Reitergefecht ist nicht so gefährlich, wie es aussieht —) nur flache Hiebe erhalten . . . Ich geh ihm entgegen. Er blinzelt mich an. „Ein verfluchter Schweinhund hat mir mein Vornon von der Nase in den Dreck geworfen“, ist sein erstes Wort. „Aber Du hast doch deine Nase selbst noch.“ Wir lachten, aber, weiß es Gott, es ist keine Zeit zum Lachen.“

Wie überall, so auch in der Kriegsschilderung hat Liliencrons Realismus die Beinote einer höchst persönlichen poetischen Auffassung. Seine Einfälle mitten in der Schilderung fürchterlichster Wirklichkeit sind oft wie aus einer anderen Welt hergeholt. Aus der Begriffswelt eines Nur-Soldaten fallen sie ganz heraus: es sind poetische Eingebungen. In einer größeren militärischen Erzählung hat Liliencron seiner poetischen Fabulierkunst besonders weiten Spielraum gegeben, in derjenigen, welche sich nennt: „Portepeefähnrich Schadius“. Es werden Streifzüge gegen Franktireurs, unter Leitung eines jüngeren Kavalleriegenerals, geschildert. Guerillakrieg mit wenig Reiz für den Soldaten. Die Schilderung des Quartiers bei einem reichen Fabrikanten nimmt einen breiten Raum ein. Die Liebe, gerne geneigt zu Paradoxen, wie man weiß, spielt hinein: der junge General, der kleine Fähnrich,

die schöne Fanchette, man weiß, welche innere Konflikte sich durcheinanderwirren. Und mitten in diese ernsthafteste Kriegs- und Liebesgeschichte blüht die blaue Blume hinein, die blaue Blume aus dem Lande Phantastie: die Romantik, mit einer Art verwunschenem Schloß, die Romantik mit ihrer Vorliebe für ironische Lichter, wechselvoll, bald gespenstisch, bald halb zopfig gemütlich, — Gustave Doré als Zeichner der Kontes drolatiques zum Teil und zum Teil Max Klinger. Die Neigung Liliencrons zu phantastischer Architektur feiert wahrhafte Orgien. Der Schluß dann wieder: Kriegstragik, — tot die beiden Rivalen, tot Fanchette. Das Phantastische des Zwischenspiels wird dabei keineswegs als aufdringliche Störung der realistischen Grundstimmung empfunden: hinter den wehenden Fabelschleiern des erzählenden Generals sieht man deutlich den Wirklichkeitskern.

Es gebricht an Raum, die Kriegsschildereien Liliencrons hier ausführlicher zu behandeln. Sie sind zu reichhaltig. Sie gehen durch alle Prosabücher Liliencrons und zum Teil auch durch seine Bersbände. Die meisten sind in der Sammlung „Unter flatternden Fahnen“ und in der letzten Prosaveröffentlichung „Krieg und Frieden“.

Das Novellistische im eigentlichen Sinne, das Erzählen äußerer oder innerer Schicksale mit einer stechenden Pointe tritt bei Liliencron zurück. Das Stimmungsmalerische aus der Natur oder aus einem gewissen Menschenkreise heraus, das Glossenmachen einer poetisch vornehmen Natur über die Masse philisterhaften Stumpfsinnes, das sich in Worte gießende Glück im Zauber der Natur, das Zurückversetzen in große stürmische Erlebnisse aufgeregter Kriegszeiten, das Blickversenken in farbenvolle Bilder unruhiger Vergangenheit — diese Züge überwiegen. In-
deß: Das Fabulieren aus menschlichem Schicksale von

heute fehlt doch nicht völlig. Meist erscheint es hineinverwoben in Naturschilderung, wie nach einem Tagebuche irgend einem fingierten Erzähler nacherzählt.

Ich erwähnte schon diesen Zug Liliencrons, sich selber bei Seite zu lassen und seine Geschichten als fremde Erlebnisse und fremde Erzählungen zu geben. So liebt es bekanntlich auch Turgenew, mit dem der holsteinische Dichter überhaupt einige Ähnlichkeit hat.

Die deutsche „Bescheidenheit“ beliebt bei solchen Gelegenheiten die vaterländischen Dichter nach ausländischen Berühmtheiten umzunamfen, und es reizt besagte gloriose Bescheidenheit in der That nicht wenig, von Liliencron als dem „deutschen Turgenew“ zu reden. Sicherlich wäre ihm dieser Name in den Ohren unserer beharrlich in fremde Nester lauschenden Landsleute der klingendste Ruhmestitel, aber mit dem besten Willen: ich bin zu dieser Umtaufe nicht fähig. In vielen Stücken, ja, hat Liliencron Anklänge an den feinsinnigen Russen, zumal an dessen „Tagebuch eines Jägers“, aber im Innersten sind die Beiden verschieden. Der Dichter der holsteiner Haide hat die frische Röte der Gesundheit, der große russische Poet ist einer von denjenigen modernen Nerven-Künstlern, deren Poesie einen Beireiz des fein Krankhaften hat. Deutsche Bauernmädelsbacken, apfelrot, hat Liliencrons „Muse“ (wenn die Einführung dieser altgriechischen Fabeldame erlaubt ist), Schwindsuchtsrosen blühen auf dem durchsichtigen Wangenweiß der Muse Turgenews.

Damit hängt es zusammen, daß Liliencron nur selten „Problemdichter“ ist. Selten sind die Erzählungen bei ihm, aus deren Schluß zwischen den Zeilen ein „quod erat demonstrandum“ herausklingt. Auch in seinen eigentlichen Novellen erzählt er Erlebtes, wenn wir dies Wort nicht allzu engherzig auffassen.

Erotische Vorwürfe wiegen vor. Sie haben häufig tragischen Ausgang. Es liegt das in der Auffassung Liliencrons vom Verhältnis der Geschlechter: der Mann polygamisch, das Weib monogamisch von Natur. So sehr darnum seine Schilderungen des Liebeslebens reich sind an all dem Bezaubernden, das die Liebe zwischen Mann und Weib webt, — sie klingen meist düster aus. Die Idylle in infinitum findet sich nicht. Vielleicht ist das der Grund, warum dieser Dichter sich nicht, wie es im wackeren Stile der Litteraturreporter heißt, „die Herzen der deutschen Mädchenwelt erobert hat“. Zu ernst, — zu wahr. Es fehlt das, was die jungen Damen vor allem wünschen, einmal: Das sinnig Winnige mit den tausend Schleierüberwürfen über dem, was die Verschämlichkeit „Pfui, wie reizend“ findet und dann: der gnädige Idealismus, der beharrlich tausend Geigen am vergißmeinnichtblauen Himmel säuseln läßt. Sinnenfroh und sinnenehrlich ist auch in der Novelle Liliencrons Erotik, und wahrheitsstreng und wahrheitskräftig. Leidenschaft ist in ihr in gewaltiger Fülle, heiße, kühne Leidenschaft, die nach dem Genuße selbst den Tod gern auf sich nimmt. Das Element der sozialen Gegensätze gährt oft hinein.

In diesem Betracht ist unendlich ergreifend: „Der zinnerne Krug“, „Der letzte Gruß“, „Die dicke Lise“, „Das Richtschwert von Damaskus“. Keine Sozialstücke, ohne erotisches Beiwerk, sind „Der Töpfer“, „Der Dichter“. Ohne nur ein poetisches Predigerwort wird der Dichter da zum Ankläger der Zeit. Außerdem noch ein paar mehr ins rein Psychologische schlagende Erzählungen. So: „H. W. Jangens Witwe“ und „Die Schnecke“.

Eine besondere Stellung nehmen unter den Prosadichtungen die „Uebungsblätter“ ein. Alles mögliche ist in ihnen: ganze kleine Novellen, Menschenchicksale auf

wenigen Seiten, Phantasiestücke, Bilder aus Natur und Menschenleben, Straßenszenen, Jagdstücke, historische und moderne Genres. Kurz gesagt, es sind Gedichte in Prosa. „Die Hezjagd“ ist in vieler Hinsicht das hervorragendste, ein echter Liliencron mit der Max-Klinger-Ruance. In der Lieblingsmanier des Dichters wächst es aus gewöhnlichster Werkeltagswirklichkeit wipfelriesig in unendliche Höhen der Phantasie. Eine Szene in einem Waldwirthshaus. Schläferige Stimmung. Die hübschen Augen der Wirthstochter sind das Munterste darin. „„Anna, Se sünd dat Glück!““ — „Wat bin ick?“ lachte sie mir zu. Und aus diesem Einfalle wird das phantastische Bild. Ein gespenstischer Zug: „Ah, vorweg, auf einem kräftigen Rothschimmel, saß das Glück. Es war — der Himmel fällt ein — die hübsche Anne aus dem Waldkrug. Wie ein Mann auf ihrer Stute sitzend, hatte sie die linke Faust im Mähnenhopf vergraben; die Rechte, in der sie eine Berke hielt, stützte sich auf die Kruppe des Pferdes. Sie schaute nach rückwärts und lachte, lachte, lachte, daß das goldene Krönlein auf ihrem Kopfe gleißte und glitzerte. Die langen blonden Haare fielen ihr über den Nacken. Zwischen den Ohren des Gauls, in einer Höhe von zwei drei Fuß, flog mit ihren sanften Schwingen eine Thurmeule. Neben ihr, rechts und links, trotteten zwei Bulldoggen, die die Schnauzen auf der Erde hatten, als suchten sie Witterung.“ Und nun der Zug aller Leiden und Leidenschaften hinter ihr her. Ich führe nun einiges an. Der Dichter fragt:

„Und das alte Lantengesicht im Lilafleide und mit der grasgrünen Haubenschleife; sie sitzt auf dem kleinen dicken Nordländer und schiebt sich in steter Unruhe bald hier bald dort in die Reihen?“ Der Narr antwortet: „Die gedankenlose Klatschsucht. Ein infames Weib“. Der

Schluß des ersten Traumbildes: „Und dann erschien als Schluß ein Elephant. Auf seinem Rücken, unter knallrotem Baldachin, im feuerroten Stuhl, saß ein verlebter, blasser, blonder, junger Mann. Er schaukelte auf seinen Knieen zwei geschmückte Huren. Zwischen den plumpen Ohren des mächtigen Tieres kraute sich der grüne Papagei den Schopf. Als Führer der Bestie klemmte sich über den kurzen Hals ein Affe. Der Küffel des Ungetüms stieß fortwährend den Esel, der nicht vorwärts wollte.

Erkläre mir, Narr.

„Es ist der Satan mit seinen beiden Liebsten: Der Lüge und der Gemeinheit“

Zum Schluß der Betrachtung von Liliencrons „novellistischen“ Dichtungen habe ich mir den „Mäzen“ erhalten, denjenigen Band, welcher seiner dritten Prosapublikation den Gesamtnamen giebt. Er gehört entschieden zu den merkwürdigsten Büchern, die je in Deutschland entstanden sind, und er bezeichnet die schärfste Ausgestaltung der Liliencron'schen Eigenart auf dem Gebiete der Prosa. Es ist eine aristokratische Bekenntnisschrift im Gewande einer stark idealistischen Fiktion. Der Mann, dessen Konfessions, in Tagebüchern, wir vor uns haben, ist Detlev Freiherr von Liliencron unter den Namen eines Grafen Gadenorp, die idealistische That besteht in ein paar Hundert Millionen Mark, mit denen besagter Graf mazenatisch wirtschaftet. In dieser idealistischen Fiktion (ich bitte: ein Vermächtnis von 24 Millionen an die Schillerstiftung) liegt der satirische Grundgedanke, zu dessen Hervorhebung dem Briefe das Motto von Leone Fortis ward: „Il mecenatissimo moderno non è piu quello — — di Mecenate.“ Er sticht indessen wenig herauf aus dieser Fülle einer tief poetischen Selbstbeichte. Alle die Arten der Liliencron'schen Prosadichtung, mit Ausnahme der

Kriegserzählungen, finden sich in diesem merkwürdigen Tagebuche. Aber die „Meinungen“, die Herzens- und Geisteseröffnungen, möcht' ich sagen, wiegen vor. Manch' gute „Stammbuchsprüche“ stehen darunter und manch wertvolle Selbstcharakteristik. „Wulff Gadendorp stand als Froniker über dem Leben, über den Parteien. Alles Kleinliche Denken und Treiben war ihm verhaßt.“ Statt Wulff Gadendorp Detlev Liliencron gesetzt, und wir haben in ein paar Worten das Grundwesen dieses Dichter-Gentlemans klargelegt. „Der Froniker über dem Leben“, — die Kleinlichen können das nimmer verzeihen, nimmer

Ich führe noch einiges an, Charakterisches für den Menschen und den Dichter.

„Seit einem halben Jahre lese ich keine Zeitungen mehr; ich befinde mich wohl dabei. Konnt' ich schon seit langem das Parteigeschrei in den Blättern jeder Richtung nicht ertragen, so hab' ich nun auch willig auf „Kunst, Litteratur und Kritik“, „Buntes“, „Allerlei“ verzichtet. „Kunst, Litteratur und Kritik“ (wer lacht da? wer lacht da, daß die Sterne wackeln?) . . . und „Verschiedenes“, „Buntes“, „Neuigkeiten“, oder wie die Überschriften heißen mögen, es ist ja stets der gleiche Brei: Also die jährlichen Feuerbrünste, Wolkenbrüche, Überschwemmungen, Morde, Scheußlichkeiten, Gerichtsszenen, Schiffsunglück . . . Oder soll ich mich etwa für den löffelweise einzunehmenden Schund der Feuilleton-Romane begeistern? . . .“

„Und das ist auch die Gefahr für deutsche Dichter: Sieht ein Genie oder Talent, nachdem es Jahre lang mit reiner Seele sich der Kunst geweiht und — keinen Erfolg gehabt, daß es mit der Schleudermare sofort „geht“, setzt er sich hin und schmiert Poffen und Romane, Novellen; und das Geld fließt nur so . . . Er sagt sich: Was hab' ich davon, daß ich nach meinem Tode auf dem Sockel stehe?

Jetzt will ich Geld haben, Geld, Geld, Geld, um zu genießen, zu genießen, zu genießen; und er wird Schriftsteller für den deutschen Lesepöbel. Bald ist er ein angesehenener, wohlhabender Mann. Seine Ware wird viel verlangt.“ . . .

„Glücklich machen, glücklich machen; Menschen erlösen aus ihren steinernen und versteinerten Mitmenschen! Wozu hab' ich denn den Quark. Helfen, helfen! frohe Gesichter leuchten sehen. Und wer ist denn der Beglücktere: Der, dem geholfen wird oder der Helfer?“ . .

„Wenn ich Dichter wäre, würd' ich mir sagen: Soll ich für den Sultan „Volk“ schreiben? Aber das will der gute Michel Deutsch: Zu ihm soll der Dichter, als Hanswurst versteht sich, kommen. Nein, nein, mein Sultan, mein guter Michel Deutsch, wenn ich ein Dichter wäre würd' ich sagen: Komm zu mir. Und wenn du nicht willst, so laß es bleiben. Außerdem hast du genug und aber genug der „Dichter“, die vor dir kriechen und gehorsam alles thun, was du willst.“

„Von den meisten Zeitungskritikern, namentlich in den kleineren Blättern, wird ein solcher Neutöner, wenn das tolle Wort erlaubt ist, auf das Abscheulichste behandelt: mit Schmutz beworfen, verhöhnt, lächerlich gemacht. Diese Art Kritiker sind nüchterner und unwissender als ein Dorfkrämer. Aber ich möchte hierbei erwähnen, daß der Zeitungen- und Zeitschriftenleser mehr und mehr abgestumpft ist. Er sieht in die Hölle hinein, lacht und glaubt nichts mehr. Überhaupt bin ich der Meinung, daß die „Neutöner“ schließlich nur sich untereinander lesen. Das Publikum liest die Bücher nicht. Es ist durch die Familienblätter dermaßen verseucht und versumpft, daß es gar nicht weiß, was sonst in der Litteratur seiner Zeit vorgeht und geschrieben wird. Traurig, traurig.“ — . . .

Und nun reizt es und reizt es mich noch, auch aus dem eigentlich poetischen Schätze des „Mäzens“ Auszüge zu geben, doch, einmal begonnen, fänd' ich kein Ende. Es ist eine Fülle davon sondergleichen in diesem Buche. Zumal ein Farbenreichtum, ein Farbenglück, besser gesagt, das jeden entzücken muß, der sich fröhlicher Augen rühmen darf. Und daneben das reiche Poetenherz, dies heiße, große Liebesherz, das allem Echten und Tüchtigen stürmisch entgegen schlägt. Ein wenig, ein ganz klein wenig ist es überwältigt vom Gesellschaftsrock des Aristokraten, diesmal das Wort im äußerlichen Sinne genommen. Aber auch dieser Zug ist nötig, er verschärft den Wirklichkeits-eindruck dieser prächtigen Gestalt, an der wir schließlich auch nicht die kleinen Urteils-Beschränktheiten ihres Standes vermissen möchten. —

Der Roman Liliencrons „Breide Hummelsbüttel“ zeigt viele Ähnlichkeit mit den übrigen Prosaschriften des Dichters. Es ist die bildkräftige Liebe zur Natur in ihm, die rechte, scharfe, interessante Charakteristik, feinste Beobachtung von Dingen und Menschen, lebhafteste Fülle reizvoller Beziehungen, der vornehme, philisterfeindliche Grundton, Leidenschaftlichkeit, Ehrlichkeit und, das vor allem, starke, feste Eigenständigkeit in jeder Hinsicht, in Auffassung und Sprache. Hinzu kommt noch das zielsichere, stetige Drauflos der Handlung. Nur seine litterarischen Seitensprünge kann sich auch hier Liliencron nicht versagen. Gar zu gerne macht er seiner Begeisterung oder seinem Ärger über litterarische Erscheinungen Luft, und müßte er zu diesem Zwecke auch einen Keil hineintreiben mitten in die „Geschichte“. Man mag dieses für einen technischen Fehler, für eine Mißachtung der Bedingungen der epischen Ökonomie erklären, — es giebt dennoch dem Ganzen einen weiteren Zug von Unmittelbarkeit. Nur darf Liliencron nicht ver-

langen, daß wir stets an seine unglaublich litteraturbe-flissenen Grafen und Barone glauben, zu denen lediglich er selber immer das Modell ist.

„Breide Hummelsbüttel“ ist ein wirklicher Roman, ein Groß-Ausschnitt aus dem Leben. Wenn die Novelle mehr nur einzelne Beziehungen silhouettiert, beschränktere Kreise zieht, größeres Beiwerk verschmährt, so giebt der Roman weitzügige perspektivische Bilder reicheren Lebens mit Haupt- und Nebengruppen. Die Kunst besteht in der Zügelung der Figuren, in der Heraushebung der Hauptpersonen, ohne daß das Umleben doch stark beeinträchtigt würde. Aus dem bewegten Herzen der Hauptpersonen ein Blick in die Welt, ein Herzenspanorama, — das ist ein Roman nach Art des „Breide Hummelsbüttel.“

Es ist eine Familiengeschichte mit sozialer Nuance.

Die Erzählung des Inhaltes gäbe keinen Begriff ihrer großen Vorzüge. Dies nur sei noch gesagt: die echte, künstlerische Spannung ist in dem Buche. Das Schicksal des Helden (er ist wirklich einer) und aller auftretenden Personen fesselt den verständigen Leser außerordentlich. Nie erlahmt das Interesse, das vorzüglich durch die große Wahrhaftigkeit aller Schilderungen hervorgerufen wird und durch den lebhaften Wechsel der Szenen im Bilde. Ganz innig wohlthuend ist die durchgehende poetische Harmonie, der Hauch einer aus Liebe und Leid geläuterten Weltanschauung, die in dem Wort des „Mäzens“ gipfelt: „Milde, milde urteilen!“

Sie nannte sie schon einmal, diese Weltanschauung vom ewigen Kampf aus einem Herzen voller Liebe. Sie geht auch durch seine Dramen.

Allesamt, auch die Tragödien, klingen in Friedensakkorden aus, selbst in den „Merowingern“, diesem Drama heroischer Bestialität, weht zum Schluß wie aus kommen-

den Tagen her, Friedensahnung herein: der siegende Merowinger sieht den Sturz seines Mordgeschlechtes voraus.

Liliencron war anfangs im Drama von lebhafter Schaffenslust. Fast gleichzeitig trat er als lyrischer und als Bühnendichter auf. 1885 sein erstes Schauspiel: „Die Ranzow und die Bogwisch“, sein letztes Bühnenwerk 1888: „Die Merowinger“. Er hatte den rechten deutschen Furor dramatikuz, gewaltige Menschen lebendig werden zu lassen im Bühnenbilde, Kerle von heldenhafter Überlebensgröße hinzustellen vor unser Volk, deutsche Schicksalskämpfer, — aber es wurde ihm wenig Aufmunterung. Altenburg und Leipzig führten Stücke von ihm auf, — nicht mit bester Wahl. München wird in nächster Zeit mit besserem Griffe folgen, dann wohl Hamburg. Erfolgsprophezeihungen in Bühnendingen sind stets verfehlt. Günstig ist die Position nicht für den Dramatiker Liliencron, denn er findet ein zum Teil verbildetes, zum Teil nach rein modernen Problemen verlangendes Publikum. Und gerade als dramatischer Bewältiger eines modernen Stoffes, sonderbar, hat sich Liliencron, dieser poetische Vollblutmoderne, nicht bewährt. Sein „Genrebild“ „Arbeit adelt“, ist in Mache und Gehalt gleich unzulänglich, das Schwächste, das überhaupt aus seiner Feder kam. Seine historischen Dramen dagegen haben allesamt einen Wert, der sie weit emporhebt über die meisten Arbeiten ihres Gebietes. Es ist Galopp-handlung in ihnen, zielsicheres, stürmisches Vorwärts, überblickt von hellsten Sonnenlichtern lyrischer Schönheiten. Eminent originell, markig schön ist die Sprache, an der nur ein Überreichtum der Metaphern stört. Liliencron übertreibt entschieden die an sich berechnigte Vorliebe für das poetische Bild, er täuscht sich auch in der Berechnung ihrer spontanen Wirkung auf den Zuhörer. Das Wortgeblüm geht im Theater verloren. Richtiger ist seine Be-

rechnung auf das Auge. Seine Szenenbilder, zumal die in „Trifels und Palermo“ stehen schon dem Leser in überraschender Schönheit vor Augen, sie müssen von der Bühne herunter vorzüglich wirken. Im übrigen liegt seine Hauptstärke in den gewaltigen Charakteren. Die elementaren Menschen, seien es elementare Temperamente oder elementare Genies, gelingen ihm am besten, nach diesen die träumerisch-poetischen Naturen, die deutschen Waldgemüter, offen, herzlich, etwas parifal-tump. Mir erscheint als sein bedeutendstes Bühnenwerk sein Erstling: „Die Ranzow und die Bogwisch“. Darin ist er auf eigenstem Gebiete, auf dem er auch novellistisch sein Ursprünglichstes geleistet: unter dem holsteinischen Adel, dieser trozigen, ungebärdigen Gemeinschaft waffenrasfeler Kleinkönige. Dieses Schauspiel dürfte eines großen Erfolges am sichersten sein. Es steckt etwas von der Kraft des Helden mit der eisernen Faust darin und zugleich ein überraschender Reichtum scharfkantiger Charaktere, ohne daß es an den milden Lichtern zartlyrischer Poesie und an dem warmen Tröstehauch des Humors fehlt. Auch „Rnut der Herr“ hat von alle dem, doch ist er weniger rauh natürlich. Eine erquickend schöne Gestalt in ihm ist der Held, Rnut, ein Frühling-mensch mit schnellgläubigem Liebesherzen, ein Siegfried. „Der Trifels und Palermo“, das sich München zur Aufführung auserlas, ist von grandioser Farbenpracht, die die Abstichsfläche dem gewaltigen Charakter Heinrichs des Sechsten giebt. Die Tragödie eines Kaisergenies, ganz großartig erfaßt, wuchtig vorwärts geführt durch Stürme heißer Leidenschaften zu einem schnellen Ende. Wenig Dramen unserer Zeit weisen eine solche geistige Kolossalgestalt auf, wie diesen nach dem deutschen Weltreich rasenden Heinrich. Ihm an die Seite zu stellen ist aus Liliencrons Dramatik ein Weib: die Brunhilde in den „Merowingern“. „Ein

achtzigjährig Weib darin als Held“, heißt es in dem Widmungsgedichte „Einer Herzogin“, das der Tragödie vorausgedruckt ist. Aus einem quirlenden Blutsumpf ragt sie wie eine germanische Gorgo. Sonderbar hat der Dichter neben sie ein junges, verliebtes Weib gestellt, eine kokette Königin, ein wenig anachronistisch sich ausnehmend, wie eine Kococcoporzellanfigur auf dem ungeschlachten Eichen-tische eines germanischen Blockhauses.

Ich bin schnell über die Dramen hinweggegangen. Nicht, weil sie eingehendster Würdigung weniger wert wären oder weniger Anreiz dazu gewährten, als die sonstigen Dichtungen des holsteinischen Dichter-Barons, sondern weil sich so für das Leben auf der Bühne gedachte Dramen recht doch nur beurteilen lassen, wenn sie lebendig vor uns von der Bühne aus wirken. Man darf wohl hoffen, daß Gelegenheit dazu bald an allen größeren Theatern Deutschlands geboten sein wird, wenn München vorausgegangen ist. Unendlich viel weniger Würdige genießen den Vorzug der Aufführung. Tragische Maskeraden, problematische Kabulistereien und Clownspossen sind endlich genug dagewesen, nun mal zugegriffen, meine Herrschaften, lenkende Rutschierer des viel berühmten Theatris-karrens, nach edlerem Gerichte, nach dramatischer Poesie. Ist es nicht eine Schmach, den Tisch einzurichten nach Hausknechtsgeschmack oder nach dem überreizten Magen verdorbener Lüstlinge? Eine heitere Tyrannis! Aber es beginnt sich ja zu regen. Ibsen, der Held der ersten Bresche, hat kühne Nachfolger gefunden, die das moderne Drama hinaufführen werden auf die Höhen der Ehrlichkeit und in die weiten, sprießenden Gefilde des modernen Geistes. Die Gerhart Hauptmann, Arno Holz, Johannes Schlaf, Max Halbe werden bald Hörer haben allenthalben. Möge nun darum nicht die historische

Dramendichtung völlig bei Seite gesetzt werden. Daß sie noch Blüten treibt, zeigt, neben Anderen, schön und klar Detlev Liliencron. —

Ehe ich zum Schlusse komme, bleibt mir noch ein kurzer Hinweis auf die nächste Veröffentlichung Liliencrons übrig, die kurz nach dieser Monographie erscheinen wird. Es wird sein viertes Gedichtbuch sein und den Titel führen: „In Foggsfred und andere Gedichte.“ Der „Haidegänger“ war teils ruhiges Stehenbleiben auf der Höhe der „Gedichte“, ohne indeß deren vielseitigen Reichtum zu bewähren, zum andern Teile war er, wie gelegentlich seiner Besprechung in diesem Versuche bereits hervorgehoben wurde, das Präludium zu einer Symphonie neuer Töne, ein Präludium, in dem noch Schwanken und der Ton des Unsicheren war. Die neuen Eindrücke des damaligen süddeutschen Milieus waren noch nicht sicherer Besitz des Dichters, und die Kraft aus der Scholle der Heimat fehlte. In der Zeit, da sein viertes Gedichtbuch entstand, war er der Haideerde wieder nahe, und die Hauptstadt des deutschen Nordens, Hamburg, gab ihm eine Umwelt voll tief verwandten Lebens. Die Münchner Eindrücke festeten sich ihm dort zu einem poetischen Erinnerungsschatze voll scharfen Kontrastes zu der in großen Zügen kräftig genossenen Heimatswelt. Und da erstarkte auch zu fester, kühnsicherer Harmonie, was sich ehedem in zaudernden, ahnenden Tönen vernehmlich gemacht hatte. Eine außerordentlich reiche Schaffenszeit, die mit das Kostlichste hervorgebracht hat, das uns die Liliencron'sche Lyrik bisher überhaupt bescherte.

Das Hauptgedicht der Sammlung, die lange Stanzensreihe „In Foggsfred“ ist ein großes, bald scharf realistisches, bald flugweit phantastisches Grandseigneur-Stück eigenartigster Poesie voll aller Gaben und Stimmungen eines

reichen Dichterherzens, das für jeden Lebens Eindruck den richtigen Ton in klingendem poetischen Golde findet. Die Idylle steht da neben der Satire, trübes Werktagsgrau neben blendenden Farbenzaubern einer bald ironisch durchleuchteten, bald majestätisch von tausend Schönheitssonnen übergluteten Phantasie. Hoch über Allem aber wimpelt die rote Herzflammfahne der Liebe:

Was ist die Liebe? Nur ein schnelles Zittern,
Nur Hast und Drang zu flammendem Erguß,
Aus kurzem Wetterleuchten zu Gewittern
Führt uns den schwülen Weg ein heißer Ruß,
Es kracht im Forst, und unter tausend Splittern
Sprießt auf ein neues Reis, das ist der Schluß.
Was darauf folgt, ist, mäfelt oder lacht,
Philisterpunsch und der Gewohnheit Macht.

Auch die übrigen Teile dieser neuesten Gabe Lilienrons haben als starken Leitklang die „Lust am Weibe“, die für diesen Dichter die oberste Weckerin des poetischen Dranges ist neben der reinen Lust am Fabulieren und der Wollust des Schauens. Was diese drei in diesem Buche an poetischen Trieben geweckt haben, ist durchweg zu reifer, goldener Frucht gediehen. Es sind Poesieen, würdig der Sprache, in der Goethe dichtete, und für die Lyrik wenigstens dürfen wir aus ihnen die Zuversicht schöpfen, daß in der deutschen Dichtung die Frühlingswogen einer neuen Blüte schwellend sich regen. —

Damit ist der letzte Strich dem Bilde dieses Dichters gegeben.

Malte ich zu sehr auf Goldgrund? Vergaß ich die Schatten?

O du mein braver deutscher Schulmeister, da, nimm' die Korrigierfeder mit der roten Tinte und mach' deine

Kreuzchen und Ausrufungszeichen, wo sich der Dichter gegen eine Tabulatur verging. Gott Lob, er schlägt recht oft über die ledernen Stränge eurer poetischen Rutschierordnung. Gehe hin und klopfe ihm auf die Finger, wer es über sich vermag.

Auch ich sah wohl Mängel und stieß mich hier und da an Ranten, aber die große, volle Herrlichkeit hob mir immer das Herz in ein so brausendes Glück des Genießens, daß ich mir recht kläglich vorkäme, wollte ich diesem Dichter Kleinigkeiten am Zeuge flicken.

Nichts da! Sie ist so selten, die goldene Poesie: wozu die winzigen Flecken in ihrer Schönheit untersuchen. Ihrer herrlichen, schönheitsgebietenden, herzheißen Ganzheit unser jubelnder Dank!

Die moderne Litteratur

in biographischen Einzeldarstellungen.

(Verlag von **Wilhelm Friedrich**, K. K. Hofbuchhändler in **Leipzig**.)

Der alte Rubrikengeist der landesüblichen Litteraturgeschichte und die Stufenleiterordnung der Autoren nach „ihrer Bedeutung“, welche in denselben herrscht, ist nicht dazu angethan, litterarisches Wissen in größere Kreise hinauszutragen. Dieses kann einzig auf dem Wege der Einzeldarstellung erreicht werden, wo jedem Dichter sein homogener Beurteiler zu teil wird, der seine Werke wirklich kennt und den Grundzug seines Schaffens tief und gründlich erfaßt hat, aber nicht Anderer Urteile und Anderer Irrtümer zu einem ganzen zusammengestellt.

I. Heft.

Karl Frenzel

von **Ernst Wechsler**.

Mit dem Porträt Frenzels. 8°. Mf. 0.50.

Wechsler, einer unserer vorzüglichsten Litteraturhistoriker und sicher der beste Kenner der zeitgenössischen Litteraturverhältnisse entwirft hier in kurzen aber scharf umrissenen Zügen das litterarische Charakterbild Karl Frenzels.

II. Heft.

Sermann Heiberg

von **Hans Merian**.

Mit dem Porträt Heibergs. 8°. Preis brosch. Mf. 0,75.

Diese kleine Schrift ist eine liebevolle und sorgfältige Studie, fesselnd sowohl für diejenigen, welche mit Heiberg durch seine Werke bereits Bekanntschaft gemacht haben, als auch für die, denen er etwa noch fremd sein sollte. Der Biograph behandelt zuerst den äußeren Lebensgang des Dichters und widmet dann dem reichen Schaffen des Poeten eine eingehende, liebevolle, vorurteilsfreie Betrachtung, sodaß der Leser ein richtiges Bild von der Bedeutung, der Entwicklung und der Thätigkeit Heibergs erhält.

III. Heft.

Adolf Glaser

von **Oskar Linke**.

Mit Glasers Porträt. 8°. Preis brosch. Mf. 0,75.

In seiner markigen, knappen und farbensatten Weise schildert uns Oskar Linke das litterarische Wirken Adolf Glasers. Die vielseitige Natur Glasers, der als Lyriker, Novellist, Uebersetzer fast ebenso bedeutend ist, wie als Kritiker und Redakteur, zeigt sich nun in Linken liebevoller Skizze erst in ihrem warmen Lichte, und doch ist das Ganze, so warm auch der Biograph für das Große und Schöne in Glasers Persönlichkeit und Werk eintritt, nicht weniger als eine leichte Lobhudelei, sondern als eine ernste kritische Würdigung und somit ein wertvoller Beitrag zur zeitgenössischen Litteraturgeschichte.

IV. Heft.

Wilhelm Walloth

von **G. Ludwig**.

Mit dem Porträt Walloths 8°. Preis brosch. Mf. 1.—

Das Walloth zu den hervorragendsten Dichtern der Gegenwart gehört, wird heutzutage von der Kritik aller Parteien einstimmig anerkannt. Man kann sich denken welchen Reiz es für einen so feinen philosophischen Kopf wie G. Ludwigs haben mußte, das dichterische Schaffen dieser dämonischen Natur in ihren tiefsten Geheimnissen zu entschleiern und die verborgenen Goldadern und Quellen aufzudecken, denen seine reiche Poesie entströmt. Dabei geht Ludwig selbst ganz neue Wege und findet für die moderne Aesthetik und Kunstkritik eine Fülle neuer Gedanken und Gesichtspunkte.

 **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.** 